Hallesche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen für Anhalt und Thüringen.

1915. Nr. 148. — Jahrgang 208.

Bezugspreis für Halle und Vororte 2,50 Mk., durch die Post bezogen 3 Mk. für das Vierteljahr. Die Hallesche Zeitung erscheint wöchentlich zwölfmal. — Gratis-Beilagen: Hallescher Courier (tägl. Feuilletonbeil.), Ill. Unterhaltungsblatt (Sonntagsbeil.), Landw. Mitteilungen, Illustrierte Modenbeilage, Sächsische Provinzialblätter, Kinderbeilage (Für die junge Welt).

Zweite Ausgabe

Anzeigengebühren für die sechsgespaltene Kolonelzeile oder deren Raum für Halle und den Saalkreis 20 Pfennig, auswärts 30 Pfennig. — Reklamen am Schluß des redaktionellen Teils die Zeile 100 Pfennig. Anzeigenannahme bei der Geschäftsstelle in Halle (Saale) und bei allen bekannten Annoncenexpeditionen.

Geschäftsstelle in Halle (Saale): Leipziger Straße Nr. 61/62. Fernruf 8108 u. 8109, Fernruf der Schriftleitung 8110. Hauptschriftleiter i. V.: Max Kubel, Halle (Saale).

Sonntag, 28. März 1915.

Geschäftsstelle in Berlin: Bernburger Straße 30. Fernruf Amt Kurfürst Nr. 6290. Druck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale).

Die Russen in der Bukowina bis an die Grenze zurückgeworfen.

Der österreichische Generalstabsbericht.

W. T. B. Wien, 27. März. Amtlich wird verlautbart 27. März 1915: Unter schweren Verlusten des Feindes scheiterten an der Schlachtfront in den Karpathen neuerliche starke russische Angriffe. Auf den Höhen bei Panyavölges und beiderseits des Latorzatales südlich Labosozrow dauern die Kämpfe mit großer Heftigkeit an. In der Bukowina warfen unsere Truppen nordöstlich Czernowitz stärkere russische Kräfte nach heftigen Kämpfen bis an die Reichsgrenze zurück, eroberten mehrere Ortschaften, machten über 1000 Gefangene und erbeuteten zwei Geschütze. In Polen und Westgalizien keine Veränderung der Situation.

Der stellvertretende Chef des Generalstabes: v. Höfer.

Die 34. Mobilmachungswoche

hat auf dem westlichen Kriegsschauplatz ein Nachlassen der französischen und englischen Offensive gebracht. Die Franzosen haben namentlich in der Champagne in der Gegend von Le Mesnil und Beauséjour immer wieder angegriffen. Die Verschwendung, die sie dabei mit amerikanischer Munition getrieben haben, hat auch unseren Truppen nicht ganz unbedeutende Verluste gebracht, wenn diese auch bei weitem nicht an die französischen heranreichen. Sämtliche Angriffe sind vor unseren Verteidigungsstellungen liegen geblieben. So müssen sich die Franzosen denn weiter vorwärts lügen. Alles, was in den amtlichen französischen Berichten über ein Vordringen steht, ist regelmäßig erfunden. Das ist an den verschiedensten Punkten festgestellt worden. Ein Offizier aus Halle, der seit längerer Zeit an einer Stelle den Franzosen gegenüberliegt, hat sich die Zeit damit verkürzt, daß er die angeblichen Fortschritte der Franzosen an dieser Stelle nach ihren amtlichen Berichten zusammengerechnet hat. Danach müßten sie ungefähr in Borkum sein! In Wirklichkeit stehen sie weiter rückwärts als im Anfang. Wie lange wird das französische Volk noch die Schwindeleien dieser „Volksregierung“ glauben?

Die Engländer sind vor allen Dingen Geschäftsleute. Sie haben eine Bilanz aufgestellt, was sie der kleine Vorstoß auf Neuve Chapelle an toten und verwundeten Offizieren und Mannschaften gekostet hat, und sind dabei zu der Ueberzeugung gekommen, daß bei der Größe des auf den Meter gewonnenen Geländes entfallenden Verlustes auch die geträumten Millionenheere Lord Kitcheners bei weitem nicht ausreichen würden, um die Deutschen in wirklich erheblichem Maße zurückzudrängen. Das hat abschreckend gewirkt!

Denn England braucht an immer wieder neuen Stellen Truppen. Der Schiffsangriff auf die Dardanellenforts hat sehr erhebliche Verluste gebracht. Das Unangenehme bei der Sache ist, daß die Verluste an untergegangenen und beschädigten Schiffen nicht nur von türkischer, sondern auch von neutraler, namentlich griechischer Seite aus genau festgestellt werden können, so daß das beliebte englische Vertuschungssystem versagt. Nicht einmal die Versuche, die türkischen Leistungen dadurch zu verkleinern, daß man treibenden Minen statt türkischen Granaten die Schuld am Untergange verschiedener Schiffe zuschiebt, haben einen Erfolg! Es scheint, als ob man die Beteiligung Griechenlands an dem Unternehmen hauptsächlich deshalb gewünscht hätte, um sein Interesse an dem Verschleiern der Wahrheit zu erwirken! Denn sonst kümmert man sich um seine Neutralität nicht im geringsten, und England, der „Hort der Neutralen“, benutzt ruhig griechische Inseln für militärische Zwecke. Ob Griechenland über papierne Proteste hinausgehen wird, erscheint noch nicht sicher.

Es wäre immerhin ganz zweckmäßig, wenn unsere Diplomatie zur Verwertung auch in der Zukunft sich eine Sammlung der Vergewaltigungen Neutraler durch England in diesem Kriege anlegte!

Nun will man die Dardanellenforts zu Lande angreifen. Wir sind überzeugt, daß auch da ein Mißerfolg entstehen wird. Denn die Türkei hat seit ihrem Auftreten als unser Verbündeter alle billigerweise zu hegenden Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern sogar übertroffen.

Die Russen haben in der letzten Woche zwei „Erfolge“ gehabt. Die österreichische Festung Przemysl ist in ihre Hände gefallen. „Das deutsche Heer zollt herzlichen Dank der tapferen Besatzung von Przemysl, die nach vier opfervollen Monaten der Verteidigung nur der Hunger niederzwingen konnte.“ So sagt unser Oberste Heeresleitung, und da wir gewohnt sind, ihren Aussprüchen unbedingtes Zutrauen zu schenken, wollen wir in dieses Lob der Besatzung einstimmen. —

Der zweite russische „Erfolg“ war die Einnahme von Memel. Der Urheber dieses Raubzuges soll der französische General Pau gewesen sein, der es für unbedingt erforderlich erachtete, mit der Kunde der „Wiederbesetzung Ostpreußens“ nach Paris zurückzukehren, und in Warschau wohl eingesehen hat, daß dies an einer anderen Stelle nicht möglich war. Auch Memel wie unser ganzer nordöstlichster Landesteil ist wieder von Russen gesäubert. Landarmee und Flotte haben sich dabei in die Hände gearbeitet. Die Russen sollen 6000—10 000 Mann stark gewesen sein. Wie groß ihre Verluste bei der eiligen Flucht gewesen sind, ist nicht bekannt. Zu bedauern ist höchstens, daß 500 Mann gefangen genommen worden sind, und wir diese Mordbrenner nun in unserem Lande durchfüttern müssen. Repressalien werden im übrigen, wie wir schon in voriger Woche vorschlugen, nur gegen russischen Besitz ausgeführt.

In den Karpathen und der Bukowina werden die Russen immer weiter zurückgedrängt. Wie weit unsere deutschen Truppen dabei beteiligt sind, geht aus den Berichten des österreichisch-ungarischen Hauptquartiers leider nicht hervor.

Der englische Minister Grey versucht jetzt immer lügenhafter die Verantwortung für den Ausbruch des Krieges von sich abzuschieben. Das ist ein deutliches Zeichen dafür, daß er dieses „Kriegsgeschäft“ auch als ein schlechtes anzusehen beginnt. Denn wäre es ein gutes, würde er die Verantwortung gern auf sich genommen haben. Aber die Sache liegt jetzt zu unangenehm für England. Die großen Verluste in Frankreich, das Fortschreiten des Unterseebootkrieges, der Mißerfolg vor den Dardanellen, das japanische Vorgehen gegen China, und nun auch noch das Wachsen des Aufstandes in Indien, das sind Vorgänge, die das Zutrauen des englischen Volkes trotz aller Lügen der Regierung und der Presse erheblich zum Schwinden bringen!

Bei uns dagegen ist das Vertrauen des deutschen Volkes auf den glücklichen Ausgang des uns aufgezwungenen Riesenkampfes, so weit dies noch möglich war, im Wachsen. Der zahlenmäßige Ausdruck hierfür liegt in den 9 Milliarden und 60 Millionen Kriegsanleihe, wobei die Zeichnungen der Truppen im Felde noch nicht einmal mitgerechnet sind. Diese gewaltige Zahl, die noch niemals in der Welt auf irgend eine Anleihe gezeichnet ist, beweist auf der einen Seite die gewaltige wirtschaftliche Kraft Deutschlands und bedeutet sodann — nach dem Ausspruche unseres Kaisers — „die Bekundung des zu jedem Opfer und zu jeder Leistung entschlossenen Siegeswillens und der gottvertrauenden Siegeszuversicht des deutschen Volkes“ am Ende der 34. Mobilmachungswoche.

W. S.

Ein müßiger Streit zwischen den Feinden Deutschlands selbst.

W. T. B. Petersburg, 27. März. „Russkoje Invalid“ meldet: „Rußkloylid“ wendet sich gegen die englische Presseäußerung, daß die Entscheidung unbedingt an der Ostgrenze Deutschlands fallen müsse, und fragt, warum nicht an der Westgrenze, wo der Frühling doch 1½ Monate früher eintrete.

Die Neunmal-Klugen.

W. T. B. Berlin, 27. März. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ schreibt unter der Ueberschrift: Ein Selbstbetrug! Ganz kluge Engländer haben angesichts des Neunmilliardenerfolges unserer Kriegsanleihe nun doch an unserer goldenen Rüstung einen schwachen Punkt entdeckt, der ihre stark geschwächte Hoffnung auf unser baldiges Erliegen neu aufrichtet. „Politiken“ meldet aus London, daß die dortigen Banken in der letzten Zeit aus Skandinavien deutsche Sovereigns erhalten hätten, deren Jahreszahl beweise, daß sie aus der Kriegsentschädigung Frankreichs an Deutschland, mithin aus dem Spandauer Juliusturm stammen. Deutschland sei also bereits genötigt, zur Bezahlung seiner Ausfuhr aus Skandinavien seine letzte Reserve, den Kriegsschatz aufzubrauchen. Diese als Herzensstärkung für zweifelnde Engländer und Ententegenossen und als Augenpulver für Neutrale gedachte Kombination ist an sich schon albern genug angesichts des Goldbestandes der Deutschen Reichsbank von 2,300 Millionen Mark. Aber vielleicht trägt es zur Aufklärung über die Wichtigtuerei der englischen Spürnasen bei, wenn wir verraten, daß im Juliusturm überhaupt nie auch nur ein einziger Sovereign gelegen hat, daß vielmehr der gesamte deutsche Kriegsschatz von Anfang an ausschließlich aus deutschen Kronen und Doppelkronen gebildet worden ist.

Der Kriegsgeist der Engländer.

Ein Vertreter der „Havas“-Agentur befragte einen der englischen Heerführer über die neue Armee Lord Kitcheners und erhielt von ihm darüber folgende Erklärung:

Unsere Soldaten rekrutierten sich bisher aus den ärmeren Klassen, den niederen Schichten der Bevölkerung. Mit der neuen Armee (New Kings Army) verhält sich das ganz anders. Sie geht aus den mittleren Klassen des Landes hervor und nähert sich in ihrer sozialen Zusammensetzung dem französischen Heer. Erwarten Sie nun aber nicht, daß der Engländer der mittleren Klassen, der, um zu kämpfen, nach Frankreich und Belgien kommt, dieselbe Geistesverfassung hat wie der Franzose, der an die Grenze zieht, um sein Gebiet zu verteidigen. Denn im Grunde begreift der Engländer aus den mittleren Klassen nicht viel von diesem Kriege. Er weiß nicht genau, wie er anfing und warum man ihn führt. Er fühlt nur, daß er etwas tun muß, daß es unangebracht sei, zu Hause zu bleiben und gut, in die Armee einzutreten. Und dieses dunkle Gefühl genügt, um Millionen von Menschen zu bestimmen, aus eigenem Willen ihren Herd zu verlassen und sich unter die Fahne einzureihen.

Diese Darstellung ist kein besonders großes Lob für den englischen Kriegsmann, und sie wird nicht dadurch besser, daß der britische Heerführer sie durch einen Hinweis auf denselben „Kadavergehorsam“ krönt, den der „freie“ Engländer am deutschen Militarismus so rückhaltlos verachtet.

Unser Kriegsziel.

Die deutsche Regierung wünscht noch keine Erörterung der von uns bei den Friedensverhandlungen aufzustellenden Forderungen im einzelnen. Das ist gewiß ganz zweckmäßig. Denn eine solche Erörterung könnte wahrscheinlich nur unseren Gegnern Freude bereiten. Am Schlusse eines anscheinend offiziösen Aufsatzes der „Nordd. Allg. Ztg.“, der sich gegen die letzte Rede des englischen Ministers Grey wendet, ist nun aber bekanntlich als unser allgemeines Kriegsziel hingestellt worden:

„Das deutsche Volk kämpft um zwei Dinge. Es kämpft einmal den ihm aufgezwungenen Verteidigungskampf zur Erhaltung seiner Unabhängigkeit und gegen die ihm von England angedrohte Vernichtung; es kämpft aber auch um ein ideales Ziel im Interesse der ganzen Welt; es kämpft um die Freiheit der Meere, es kämpft um die Befreiung aller Völker, insbesondere aber auch der kleinen und schwachen Staaten, von der Gewaltherrschaft der englischen Flotte.“

Der Verfasser des Aufsatzes ist zu dieser Zweiteilung unseres Kriegszieles, die sich ausschließlich gegen England richtet, wohl durch die Bekämpfung der Ausführungen des englischen Ministers gekommen. Wir müssen offen gestehen, daß sie uns nicht gefällt. Als unser Kriegsziel ist von vornherein die Erlangung eines ehrenvollen und dauerhaften Friedens hingestellt worden. Ehrenvoll und dauerhaft selbstverständlich für uns. Denn wir kämpfen für uns. Von der Schaumschlägerei unserer Feinde, insbesondere der Engländer, daß sie gegen den „Militarismus“, gegen die „Barbarei“, für die kleinen Staaten kämpften, wollen wir nichts wissen. Gewiß wird unser Sieg auch den kleinen Staaten von Nutzen sein, denn er bringt auch ihnen die Befreiung der Meere von der englischen Gewaltherrschaft. Aber als Folge, nicht als Ziel unseres Kampfes. Wir kämpfen für uns. Deshalb kommt auch für die Aufstellung der Friedensbedingungen im einzelnen nur unser

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191503282-13/fragment/page=0001

Interesse in Frage. Was wir zur Erlangung eines ehrenvollen und dauerhaften Friedens in jeder, insbesondere in militärischer Beziehung für notwendig erachten, das werden wir fordern.

Es wäre sehr erwünscht, wenn die Reichsregierung

unser Kriegsziel

nach diesen Gesichtspunkten einmal klar hinstellte. Dann werden die Wünsche nach baldiger Erörterung der Friedensbedingungen im einzelnen zum größten Teil verstummen. W. S.

Der Unterwasserkrieg gegen England.

Wieder ein englischer Dampfer beschädigt.

W. T. B. London, 27. März. Der britische Dampfer „Killellan", von Sunderland mit Kohlen unterwegs, meldet, daß sich während der Ueberfahrt aus unbekannter Ursache eine Explosion im Schiffsraum ereignet hat, wodurch das Schiff stark beschädigt und zwei Mann der Besatzung verletzt wurden.

Noch entwischt.

W. T. B. London, 27. März. Der Fischdampfer „Albrecht" aus Boulogne kam gestern in Dartmouth an. Der Kapitän erzählte, er sei tags vorher 10 Meilen südsüdlich von Royal Sovereign (Leuchtschiff) von einem Unterseeboot angegriffen worden. Das Torpedo sei 10 Fuß an dem Fischdampfer vorübergegangen. Der Angriff wurde einem britischen Patrouillenschiff, das sich in der Nähe befand, gemeldet. Als dieses an die Stelle kam, war das Unterseeboot verschwunden.

Vom westlichen Kriegsschauplatz

Die Deutschen in den französischen Okkupationsgebieten.

Den „N. Zür. Nachrichten" vom 17. März wird folgendes entnommen: Wie die deutschen Besatzungstruppen hinter der Front im Westen bestreht sind, mit der Bevölkerung Nordfrankreichs ein wirklich menschenfreundliches Verhältnis herzustellen zeigt folgender Bericht des Stabsveterinärs einer Etappenkolonne an Verwandte in der Schweiz. Er schreibt: „Unser altes Quartier haben wir nach einem 8 Monate langem Aufenthalt verlassen unter Tränen der Ortsbewohner, die uns am liebsten bis zum Friedensschluß behalten hätten.

Es war merkwürdig, wie das vierteljährige Zusammenleben zu einem gegenseitigen Sichverstehen, ja teilweise kam man sagen, zu Freundschaften geführt hat. Es ist rührend, wie die Einwohner von D. an uns hängen, ja wie sie oft schon nach unserem neuen Aufenthaltsort 2 Kilometer östlich von D. herübergekommen sind und uns besucht haben.

Ihr müßtet bloß die Unterhaltungen zwischen ihnen und unseren Soldaten hören, die einen deutsch, die anderen französisch, und dabei verstehen sie sich großartig! Bei unserem Wegzug erhielt unser Kommandeur einen herzlichen Dankesbrief vom Maire. Der Brief ist um so erfreulicher, als die Leute von uns, nachdem wir nun weggegangen sind, nichts mehr haben, sie vielmehr ihren Dank wohl wirklich aus ehrlichem Herzen heraus und nicht deshalb gegeben haben, um durch uns irgendwelche Vorteile für sich zu erreichen.

Solche Dokumente sind, so schreiben die „N. Zür. Nachrichten", auch eine Antwort auf die Verleumdungen der deutschen Truppen durch gewisse Verleumder an der Seine, die sich weitab vom Kampfe befinden.

Warum versagte Joffres Offensive?

Der Genfer Berichterstatter der „Dtsch. Tageszig." meldet:

Das militärische Fachblatt „Guerre mondiale" beipricht den gänzlichen Stillstand, der in der französischen Offensive eingetreten ist, und knüpft daran die Frage, ob etwa eine Entmutigung eingetreten sei, weil die deutsche Front trotz der gewaltigen Anstrengungen, die Joffre mit seiner Offensive gemacht habe, unerschüttert geblieben ist, oder ob etwa der Grund darin zu suchen sei, daß Kitchener mit der Absendung einer neuen Armee zögere. Das Blatt erklärt, aus verläßlicher Quelle zu wissen, daß sich tatsächlich nur eine Viertelmillion Engländer auf französischem Boden befinde. Kitchener zöge es anscheinend vor, die englische Hauptmacht daheimzubehalten. Mit dem Winterwetter sei die Verzögerung der Offensive auch nicht zu entschuldigen, möglicherweise aber sei es die Aktion gegen die Dardanellen, die Joffres Streitmacht noch besonders geschwächt habe. Ein neues 414. Regiment, das im Departement Ain aufgestellt sei, werde demnächst wieder eingeschifft werden, um die Dardanellenarmee zu verstärken. Frankreich müsse offensichtlich den Hauptbestandteil des Dardanellenkorps stellen, weil England die Indier und Australier zur Verteidigung Egyptens brauche.

Die gemeine Kampfesweise der Engländer.

Die „Köln. Volksztg." gibt zur weiteren Vervollständigung der Mitteilung über englische Niedertracht und Heimtücke die nachstehende Schilderung der gemeinen Kampfesweise der perfiden Engländer aus dem Feldpostbriefe eines diesen bei La Bassée gegenüberliegenden Offiziers wieder:

Die Kameraden, die wir heute bestatteten, sind bei dem Angriff der Engländer in diesen Tagen gefallen. Es sind sehr schwere Tage für unser Korps gewesen und wir hatten an einer Stelle mit drei Bataillonen gegen deren 48 Widerstand zu leisten, wie es in einem Tagesbefehl des Kronprinzen von Bayern heute heißt. Man hat aber auch wieder einmal die Engländer kennen gelernt in ihrer gemeinsten Art. Zu den 11. Jägern liefen Inder über ohne Gewehr und ohne Patronentaschen, also im vorgeschriebenen Ueberläuferanzug. Kaum sind die Wichte bei uns, da kommen die Engländer zu einem Sturm und die Inder ziehen aus ihrem saftigen Wams ihre Messer, um die Jäger von hinten niederzustechen, während diese sich bereit machen, den Angriff der Engländer abzuwehren.

Dom östlichen Kriegsschauplatz.

Aus einem Moskauer Militärbezirk.

W. T. B. Berlin, 27. März. Auszug aus einem Befehl des Moskauer Militärbezirkes vom Februar 1915 Nr. 87: Da die wiedergenesenen Mannschaften aus den Genesungsabteilungen nicht früh genug zur Feldarmee zurückgeschickt werden, habe ich eine Kommission nach Sumy (Gouvernement Scharkow) zur Besichtigung der dortigen Genesungsabteilungen entsandt. Von 1130 Mannschaften waren 1002 Mann völlig gesund, 10 unter Beobachtung, 49 nur garnisondienstfähig, 40 fahnenflüchtig, zwei nicht militärdienstfähig und nur 33 weiterer Behandlung noch bedürftig. Die Besichtigung der in Sumy in Privatlazaretten befindlichen Mannschaften ergab: Von 500 Mann waren 160 völlig gesund, 16 unter Beobachtung, sechs nur militärdienstfähig, 272 weiterer Behandlung bedürftig, 54 geeignet zur Uebersendung in einn Genesungsabteilung. Die Besichtigung der in Sumy befindlichen verwundeten Offiziere ergab: Von 18 Offizieren waren neun völlig gesund, zwei unter Beobachtung und sieben weiterer Behandlung bedürftig. Die Schuldigen, daß eine so erhebliche Zahl von felddienstfähigen Offizieren und Mannschaften sich fern von der Front herumdrücken, sind bestraft worden.

Der türkische Krieg.

Die Stimmung in Konstantinopel

ist nach einem Bericht von C. Scarfoglio in der „Stampa" vom 21. März ruhige Entschlossenheit bei den Türken, fatalistische Ergebenheit bei den Levantinern usw. Die europäischen Kolonien fühlen sich sicher in der Hut ihrer Konsuln. Der Angriff wird von seiten der Russen durch ein Expeditionskorps von 150 000—170 000 Mann von Odessa aus auf Midia erwartet. Das Gerücht übertreibt wohl die Zahl, und selbst 200 000 Mann würde das türkische Heer, das seit Lüle-Burgas sich verbessert hat, leicht aufhalten. Auch das französisch-englische Landungskorps würde die starke Stellung von Bulair kaum überwinden. Vorläufig hat man also wohl nur mit einem Unternehmen zur See zu rechnen.

Von jenseits des Kanals.

Die Erkenntnis in England beginnt bei den Arbeitern.

W. T. B. Amsterdam, 27. März. Die Blätter drucken einen Artikel aus dem in Manchester erscheinenden Wochenblatte „Labour Leader", dem Organ der sozialistischen unabhängigen Arbeiterpartei ab. In dem Artikel heißt es:

„Ueberall verschwindet die gedankenlose Begeisterung, die eine Nation zu Beginn eines Krieges stets kennzeichnet. Ueberall richtet man das Auge auf einen Ausgleich, der den Feindseligkeiten ein Ende machen soll. Man fragt, wie dieser Ausgleich sein soll und was getan werden muß, um das Ziel zu erreichen, für das der Krieg geführt wird, nämlich künftige Kriege unmöglich zu machen, den Militarismus zu vernichten, kleine Länder sicherzustellen, die brutale Gewalt zu entthronen und die Vernunft auf den Thron zu setzen. Mancherlei Fragen drängen sich auf, beispielsweise ob Deutschland allein für den Krieg zu tadeln sei und ob England vor Ausbruch des Krieges getan hat, was in seiner Macht stand, um den Untergang Belgiens zu verhindern, und ob das deutsche Volk nicht Grund zu Mißtrauen gegen England hatte. Die öffentliche Meinung unter den Arbeiterkreisen ändert sich. Das Elend, in welchem sie sich befinden, die unzureichende Unterstützung, welche die englische Regierung ihnen gewährt, führen die nationale Einmütigkeit, die den Arbeiter anfänglich häßliche Tatsachen verbarg. Schwere Unglücksfälle und der Anblick von Soldaten mit verstümmelten Gliedern haben die Nerven erschüttert. Ihre fürchterlichen Erzählungen und ihre Erkenntnis, daß die deutschen Soldaten auch Menschen sind wie sie selbst, mit liebenden Frauen und geliebten Kindern, alles das wirkt dauernd auf die Ansichten."

Die englischen Arbeiterausstände.

W. T. B. London, 27. März. Der Londoner Hafenbehörde wurde der Vorschlag gemacht, die Frage einer weiteren Lohnerhöhung für die Hafenarbeiter einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Die Arbeiter beziehen bereits eine Kriegszulage von 6 d. für den Tag. Die Hafenbehörde erklärt, sie könne nicht weitergehen, sei aber bereit, die Frage einem Schiedsgericht zu unterbreiten, wenn die Regierung sich verpflichtet, der Hafenbehörde alle Auslagen, die aus einer eventuellen weiteren Aufbesserung entstehen, zu vergüten. Die Exekutive des Nationalverbandes der Dockarbeiter richtete einen Aufruf an die ausständischen Arbeiter in Liverpool und Birkenhead, sie sollten sofort die volle Arbeit aufnehmen, da sonst die Kriegszufuhr behindert würde und künftige Maßregeln zu erwarten seien.

Ein englischer Frachtdampfer gescheitert.

W. T. B. Tanger, 27. März. Der englische Frachtdampfer „Trostburg" ist gestern bei Cap Spartel aufgelaufen. 13 Mann der Besatzung wurden von dem französischen Kreuzer „Friant", drei von englischen Torpedobooten gerettet. Die übrigen 67 konnten infolge des hohen Seeganges noch nicht gerettet werden. Der Dampfer wird als verloren betrachtet.

Die Kämpfe in den Kolonien.

Die Vorgänge in Angola in britischer Beleuchtung.

W. T. B. London, 27. März. Der „Times" wird von ihrem Korrespondenten in Benguella über die Vorgänge in Angola gemeldet: Der Einfall in die Kolonie hatte beträchtliche Wirkung, denn die Portugiesen waren sich ihrer Unfähigkeit, standzuhalten, vollauf bewußt. Man fürchtete, daß bei den unsicheren Zuständen in der Kolonie sich die Cunhanamas und andere Stämme, die niemals unterworfen waren, erheben würden. Deshalb wurden in Loanda, Lobito und Benguella Freiwilligenkorps gebildet und eingeübt. Die Buren in Angola boten der Regierung ihre Dienste an. Da die Behörden über die Vorgänge an der Südgrenze schwiegen, gingen allerlei Gerüchte um, die selbst in militärischen Kreisen geglaubt wurden. Gegen Ende Dezember wurde allgemein zugegeben, daß irgend eine Art Gefecht zwischen den Deutschen und den Portugiesen stattgefunden habe. Da die Regierung schwieg, dachte man an eine ernstliche Niederlage der Portugiesen, die verborgen werden sollte. Am 12. Februar veröffentlichte der Generalgouverneur, um die Besorgnisse der Kolonisten zu zerstreuen, eine Bekanntmachung über den Kampf bei Naulila vom 18. Dezember, in der zugegeben wurde, daß sich die Portugiesen unter Verlusten zurückziehen mußten. Die Niederlage wurde als unbedeutend und vorübergehender Nachteil hingestellt. Der Korrespondent glaubt nicht an die Richtigkeit des amtlichen Berichtes, der zu anderen Berichten im Widerspruch steht, die so weit gehen, zu behaupten, daß die politischen Zwistigkeiten auch die militärischen Operationen in der Kolonie schädlich beeinflussen. Das neue Ministerium in Lissabon nahm das Rücktrittsgesuch des Generalgouverneurs und Kommandanten der Armee an und ernannte General Pereira de Eca zum Regierungskommissär, der sich einer sehr heiklen Aufgabe gegenübersehen wird. Es ist sehr schwer, einzusehen, wie er sich der doppelten Pflicht, die militärischen Operationen zu beaufsichtigen und die Kolonien zu verwalten, wird entledigen können. Bis zu seiner Ankunft stehen die militärischen Operationen still. Die portugiesischen Truppen, die bei Mossamedes zusammengezogen wurden, sind offenbar außerstande, vorzugehen, weil sie keine Transportmittel haben. Es treffen jedoch Verstärkungen ein und obwohl die Freiwilligenkorps aufgelöst und die Dienste des Burenkontingents abgelehnt worden sind, steht zu erwarten, daß die Wiederherstellung der Ordnung in der Kolonie und die Vertreibung des Feindes schließlich ernstlich in die Hand genommen wird.

Bruch in der Afrikanderpartei.

W. T. B. London, 27. März. Die „Morning Post" meldet aus Kapstadt vom 25. März: Die Anhänger Herzogs trennten sich im Abgeordnetenhause endgültig von den Ministeriellen. Dieser Schritt, der von den Anhängern Bothas willkommen geheißen wird, bedeutet einen vollständigen Bruch zwischen beiden Sektionen der alten Afrikanderpartei.

Der chinesisch-japanische Konflikt.

Amerika und Japans Expansionsgelüste.

W. T. B. London, 27. März. Aus Washington wird vom 25. März gemeldet: Der Berichterstatter der „Morning Post" hatte eine Unterredung mit einem hohen Beamten über Amerikas Stellung zu China in der japanischen Angelegenheit. Dieser sagte, Amerika müsse anerkennen, daß die Mandschurei Japans natürliche Einflußsphäre sei. Japan brauche Expansion und könne seine Bevölkerung nicht nach Amerika schicken. Es sei allein auf China angewiesen. Amerika wisse noch nicht, wie weit Japan gehen wolle; aber aus den angelangten Berichten gehe hervor, daß die amerikanischen Rechte nicht bedroht seien. Wenn Japan mit der Mandschurei beschäftigt sei, werde es keine Auswanderer nach Kalifornien schicken wollen, und es würde eine ernstliche Reibungsmöglichkeit beseitigt. Die Vereinigten Staaten würden nicht versuchen, den wenig einträglichen Handel mit China dem japanischen Handel aufzuopfern. Japan wieder wird den amerikanischen Handel in China nicht vernichten, weil dadurch der Handel Japans mit den Vereinigten Staaten gefährdet würde. Die Vereinigten Staaten würden wahrscheinlich der Form halber gegen die Expansion in der Mandschurei einige Einwendungen erheben, könnten aber die japanische Politik nicht ändern. Es wäre ungeschickt, zu protestieren, wenn es nicht beabsichtigt sei, wenn nötig, Gewaltmittel anzuwenden.

Die japanischen Staatsangehörigen verlassen China?

Hamburg, 27. März. Das „Hamburger Fremdenblatt" meldet aus Kopenhagen: Nach einer Depesche der Petersburger „Nowoje Wremja" aus Peking forderte die japanische Gesandtschaft die japanischen Staatsangehörigen auf, China zu verlassen. (T. U.)

Kleine Nachrichten.

Major a. D. Strosser †.

In weiten Kreisen der konservativen Partei wird die Kunde schmerzliches Mitgefühl erwecken, daß am 25. März das frühere langjährige Mitglied des Hauses der Abgeordneten, Major a. D. Strosser, an den Folgen einer Lungenentzündung verstorben ist. Wer noch vor wenigen Wochen, ehe die tückische Krankheit ihn befiel, den rüstigen und aufrechten Mann sah, dem man sein Alter von nahezu 67 Jahren nicht im entferntesten anmerkte, sondern der lebhaft, tatkräftig und voll glühender Vaterlandsliebe an den Ereignissen der Gegenwart Anteil nahm, der ahnte nicht, daß er zum letzten Male ihm die treue Hand drückte. Als alter Mitkämpfer und Ritter des Eisernen Kreuzes von 1870/71 war der Heimgegangene erfüllt von den kriegerischen Vorgängen und sein patriotisches Herz erglühte in hellem Stolze und in tiefer Freude bei jeder guten Nachricht. Wie Major a. D. Strosser als Parlamentarier — er vertrat bis 1913 den Wahlkreis Breslau-Stadt — in der Kommission und im Plenum unermüdlich tätig und immer auf dem Plane war, wenn es das Wohl des Vaterlandes galt, so war er auch im weiteren Bereiche des öffentlichen Lebens allezeit ein tapferer, begeisterter und beredter Vorkämpfer für die konservative Sache. Auch nach seinem Ausscheiden aus dem Parlamente verfocht der Heimgegangene in Schrift und Rede, besonders wirksam auch in Versammlungen aller Art, die Grundsätze der konservativen Partei, für die sein Tod einen schweren Verlust bedeutet. Nachdem Major a. D. Strosser einst mehrere Jahre in der Geschäftsstelle der Partei tätig gewesen war, gehörte er in letzter Zeit dem Weiteren Vorstande der Partei an, in dessen Sitzungen er sich ebenfalls eifrig betätigte. Nicht nur die, die ihm im Leben näher treten konnten, sondern auch alle, auf die er einst in Wort und Schrift gewirkt hat, werden dem im besten und tiefsten Sinne des Wortes treuen und ehrenhaften Manne ein dankbares Andenken bewahren.

Der Wehrmann in Eisen.

W. T. B. Wien, 27. März. Die im Bereich der 25. Infanterietruppen-Division durchgeführte Sammlung für die vom Witwen- und Waisenhilfsfonds der gesamten bewaffneten Macht eingeleitete Aktion „Wehrmann in Eisen" ergab das erstaunliche Ergebnis von 18 000 Kronen. Der Divisionskommandant Erzherzog Peter Ferdinand dankte seinen Truppen in einem Armeebefehl für dieses große und edle Werk der Nächstenliebe. Im Namen des ersten Armeekommandos, das durch eine Sammlung im kleinen Kreise 1000 Kronen für den „Wehrmann in Eisen" aufgebracht hatte, schlug Erzherzog Karl Albrecht gestern einen Nagel in den Ritter.

Auch in den Provinzhauptstädten wurde eine ähnliche Aktion für den Witwen- und Waisen-Hilfsfonds eingeleitet.

Stroh zur Fütterung.

In einem Rundschreiben über die Aufschließung von Stroh zur Fütterung weist der Landwirtschaftsminister darauf hin, daß neben dem Vermahlen des Strohes auch noch andere Verfahren in Betracht kommen, durch die eine Erhöhung der Verdaulichkeit des Strohes fast auf das Doppelte herbeigeführt werden könne. Nachdem diese Methoden im einzelnen geschildert worden sind, wird zum Schluß gesagt:

„Man soll derartige Maßnahmen in ihrer Bedeutung nicht überschätzen, immerhin sei darauf hingewiesen, daß die Stroherne Deutschlands auf 40 Millionen Tonnen geschätzt werden kann, wovon zu normalen Zeiten etwa ein Siebentel verfüttert wird. In diesem Jahre wird das Stroh schon an sich in erheblich größerem Umfange zur Fütterung herangezogen werden. Trotzdem bleibt zur Herstellung von Strohmehl und zur Aufschließung von Stroh nach den angegebenen Verfahren noch genug Rohmaterial übrig. Der Ausfall an Stroh zum Einstreuen wird recht beträchtlich sein, und schon mit Rücksicht auf die mit der Menge der Einstreu in Zusammenhang stehende Düngererzeugung muß das sonst zu Streu verwendete Stroh auf andere Weise ersetzt werden. Hierbei kommen als Ersatzstoffe in erster Linie in Betracht: Torf-, Wald-, Laub-, Ginster- und Plaggenstreu. Die Herstellung von Torfstreu sollte, wenn nötig, unter Verwendung von Kriegsgefangenen auf das äußerste gesteigert werden, desgleichen sollten alle übrigen Möglichkeiten der Streuwerbung voll ausgenutzt werden, um die erforderliche Menge Stroh zur Fütterung freizumachen."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191503282-13/fragment/page=0002

Erhöhung der Preise durch die Kriegsgetreidegesellschaft.

Der Bundesrat hat in seiner letzten Sitzung folgendes beschlossen: „Die Kriegsgetreidegesellschaft m. b. H. in Berlin und die Kommunalverbände sind berechtigt, bei freihändigem Erwerbe von beschlagnahmtem Roggen und Weizen in Fällen besonderen Bedürfnisses den Zuschlag (Abs. 4) bis auf 7 Mk. zu erhöhen und bei Weiterverkäufen den erhöhten Zuschlag in Anrechnung zu bringen. Diese Verordnung tritt mit dem Tage der Verkündung in Kraft. Der Bundesrat bestimmt den Zeitpunkt des Außerkrafttretens."

Die Bundesratsverordnung über den Ausschank und Verkauf von Branntwein und Spiritus.

Der Bundesrat hat auf Grund des § 3 des Gesetzes über die Ermächtigung des Bundesrats zu wirtschaftlichen Maßnahmen usw. vom 4. August 1914 folgende Verordnung erlassen:

§ 1. Die Landeszentralbehörde oder die von ihr bezeichnete Behörde kann den Ausschank und den Verkauf von Branntwein oder Spiritus ganz oder teilweise verbieten oder beschränken; sie kann auch Bestimmungen über die Größe und Beschaffenheit der zum Ausschank oder zum Verkauf dienenden Gefäße und Flaschen erlassen und Mindestpreise vorschreiben.

§ 2. Ausschank und Verkaufsräumlichkeiten, die ausschließlich dem Ausschank oder Verkauf von Branntwein oder Spiritus dienen, müssen in Zeiten, in denen der Ausschank oder der Verkauf auf Grund des § 1 verboten ist, geschlossen gehalten werden. Räumlichkeiten, die vorzugsweise diesem Ausschank oder Verkauf dienen, können durch Anordnung der Polizeibehörden für die Zeiten eines Verbots geschlossen werden.

§ 3. Mit Gefängnis bis zu einem Jahre oder mit Geldstrafe bis zu 10 000 Mark wird bestraft, wer der Vorschrift im § 2 Satz 1 oder den auf Grund der §§ 1, 2 erlassenen Bestimmungen zuwiderhandelt.

Der große Berliner Waldverkaufsvertrag unterzeichnet.

W. T. B. Berlin, 27. März. Nach den Abendblättern ist der große Berliner Waldverkaufsvertrag, durch den am 1. April d. J. 40 000 Morgen Dauerwald zum Preise von 50 Millionen Mark auf den Zweckverband Großberlin übergehen, zwischen Vertretern der Regierung und des Zweckverbandes Großberlin heute unterzeichnet worden.

„Unser Michel, der Bürgermeister."

Das Bayerische Reserve-Infanterie-Regiment Nr. X. hat seit einem Vierteljahr seine Stellung in C. Die Hauptstraße des Ortes, von uns „Kaiser-Wilhelm-Straße" benannt, ist zu beiden Seiten dicht mit Häusern besetzt und zieht, von S. kommend, auf die Höhe, an der ehemals stattlichen Kirche vorbei, gegen N. In der Nähe der Kirche zweigt die „Ludwigstraße" gegen Norden ab und führt über den Grund des C.-Baches nach T. Am Südrand des Ortes führt die „Ruppprechtstraße" in die Stellung unseres Schwesterregiments, der Westtrand von C. und die nördlich anschließende Höhe sind von unserem Regiment besetzt. Nur wenige Häuser, im Grunde gegen Westen verstreut, sind noch in den Händen der Franzosen.

Das Wort „Häuser" ist eine Uebertreibung, eine Erinnerung an frühere Zeiten. Seit Dezember kann man nur mehr von Schutthaufen sprechen, und diese Umwandlung hat den Franzosen viel Artilleriemunition gekostet. Aber einige Mauerreste stehen immer noch, hie und da kann man sogar noch ein Dach sehen, dessen spärliche Ziegel manchem Erkunder und Beobachter etwas Schutz und Sicht bieten. Im umgekehrten Verhältnis zum Aussehen dieser Schutthaufen steht deren Bezeichnung. Da gibt es ein rotes Schloß, die weiße Villa, das Siegestor, die Hackerbrauerei und manch andere hochtönende Namen. Das erleichtert die Orientierung, und es klingt auch schöner, wenn man im Abschnittsbefehl bekanntgibt, daß vier Mann der 9. Kompagnie heute abend 100 Handgranaten vom Siegestor in die Hackerbrauerei zu verbringen haben. Der einzige etwas größere Platz im Orte, an der Gabelung der Kaiser-Wilhelm- und Ludwigstraße gelegen, heißt unserem Michel zu Ehren der Michelsplatz. Unser Michel ist der Artilleriekommandeur von C. Dem Regiment ist für die vorderste Linie ein Geschütz mit Bedienung zugewiesen, und der tüchtige und unermüdliche Geschützführer ist der Unteroffizier Anton Michel vom Bayerischen Reserve-Feldartillerie-Regiment Nr. X. Er ist 1892 in Mainsondheim bei Würzburg geboren und hat von 1910—1912 beim Bayerischen 11. Feldartillerie-Regiment gedient. Im zweiten Dienstjahre wurde er zum Unteroffizier befördert, dann ging er seinem Zivilberuf als Gärtner wieder nach, bis ihn 1914 der Krieg zu den Waffen rief. Wir haben ihn einstimmig zum Bürgermeister von C. ernannt, denn unser Michel hat C. seit Dezember nur auf wenige Tage verlassen, er verzichtet auf regelmäßige Ablösung, die ihm sein Batteriechef angeboten hat und die ihm, gleich uns, nach zwei Tagen „vordere Linie" zwei Rasttage bringen könnte. „Bis sich der andere recht ausknnt, sind die zwei Tage rum, und er kommt net zum Schieß'n, da bleib i lieber selber da" — also sprach unser Michel in das Telephon zu seinem Wachtmeister. Jeden Morgen um 6 Uhr tritt er in der „Feldherrnhalle" ein, so heißt der Unterstand des Unterabschnittskommandeurs. Hier meldet er sich zur Empfangnahme des Tagesprogramms. — Sein größter Kummer waren die „Franzosenhäuser": „Herr Major, die Franzosenhäuser sind no g'viel ganz; die können ja noch drin kochen, sogar Mittagessen! Zwei Häuser hab'n sogar noch Schlöt, die rauchen jeden Mittag!" — Das ärgert unsern Michel, daß die Franzosen „am hellichten Tag" kochen! Er bekommt also Befehl, die Franzosenhäuser aufs Korn zu nehmen und hierzu eine gute Stellung zu erkunden. „Den Platz hab i schon, Herr Major, a feiner Platz, da muß jeder Schütz sitzen." Michel ist nämlich den ganzen Tag über auf der Suche nach neuen Stellungen. „Je öfter, i wechsel, desto weniger finden's mich." Seine Hauptschußzacken sind die Morgen- und bi Abenddämmerung. Ueber Tags schießt er nur, wenn C. selbst von den Franzosen beschossen wird. Dann richtet er mit erstaunlicher Fertigkeit seinen Abschuß so ein, daß er mit einem feindlichen Einschlag in der Nähe zusammenfällt. Auf diese Weise und durch den öfteren Stellungswechsel ist es ihm gelungen, sich selbst unauffindbar für den Feind zu machen. „Die finden mi nett, und wenn ma no a Viertelsjahr herob'n sind! Gestern ham's mich wieder in dem Waldel da hint'n g'sucht; da solln's nur hinschießen, da ist viel Platz drin."

Heute geht es also auf die Franzosenhäuser, „mit die Schlöt". Kampffroh zieht Michel aus der Feldherrnhalle ab, und nach wenigen Minuten rollt der Donner seines Geschützes durchs Tal. Kaum ist der letzte Schuß gefallen, so ziehen die Kanoniere ihr Geschütz in den vorbereiteten Schlupfwinkel. Die Lafette wird durch einen zweirädrigen Karren verdeckt, das ganze mit Strohgarben bepackt und nach wenigen Stunden würde es dem erprobtesten Flieger schwer fallen, diesen Erntewagen als Geschütz zu erkennen. Dann tritt Michel wieder in der Feldherrnhalle an und macht Meldung: „Acht Schuß, Herr Major, vier auf jedes Haus. Bloß einer ist daneben. Und raus sind's wie die Ameisen. Mitsamt die Wolldecken und Kaffeetöpf' sind's abgeschob'n. Da hab i ihnen noch zwei Brenngründer nachg'schickt, i glaub's, i hab a paar stolpern seh'n." Das wohlverdiente Lob quittiert er durch ein weithin hörbares Zusammenschlagen der Absätze, dann macht er stramm kehrt, und ich höre noch, wie er im Fortgehen befriedigt vor sich hinmurmelt: „Die kochen sobald nimmer!" Doch seine Hoffnung hat sich als trügerisch erwiesen. Schon nach zwei Tagen meldet er ganz entrüstet: „Jetzt kochen's im Keller, man sieht den Rauch ganz deutlich." Ich befehle dem Telephonisten, mich mit der Haubitzenbatterie zu verbinden, und anerkennend, gleichsam lobend, nickt Michel dabei mit dem Kopf. Dann geht er gleich fort, um das Schießen der Haubitzen zu beobachten. Denn sowie er eigene Granaten über C. pfeifen hört, beobachtet er und übt dann Kritik, die manchmal auch wenig schmeichelhaft ausfällt: „Das war heut' die zite Batterie, die braucht immer so lang' zum Einschieß'n, die soll'n mir ihre Munition rausschicken."

Eines Tages teilte ich Michel mit, daß der Suezkanal von einem Mörser beschossen werde. Der Suezkanal ist ein Graben der 10. Kompagnie, den alle Pionier- und Tiefbauingenieurkunst noch nicht trocken zu machen vermochte. „Michel, der Mörser muß weg! Die 10. Kompagnie meldet, er stünde in der Oktipipe des Bahnwaldes!" „Das kann scho sei, Herr Major, denn da graben's all die letzt Tag immer!" Unser Michel weiß immer, wo der Feind neue Grabenarbeiten vornimmt, und von wo aus man das am besten sehen kann. Er sieht also ab, und schon nach kurzer Zeit meldet er: „Ide 10. Kompagnie hat recht, der Mörser steht wirklich dort. Von der Kirchmauer aus kann ich hinleuchten, i laß grad a Loch neischlag'n in die Kirchmauer." — Kurz darauf donnert sein Geschütz, und ein besonders starker Knall lockt mich hinaus. Eine mächtige Rauchwolke hüllt den Bahnwald ein, und große Schwaden ziehen durch das Tal und hemmen jede Aussicht. Wie ich zur Kirchmauer hinaufgehe, kommt mir schon unser Michel entgegen: „Herr Major, i hab' das Munitionsdepot erwischt, drum racht's so!" meldet er und glänzt vor Freude im ganzen Gesicht. Und als Abends die abgelöste Grabenbesatzung des Suezkanals am Michelkeller vorbeimarschiert, steigt der Zugführer zum Michel hinunter und bringt ihm als Dank eine Hand voll Zigarren.

Gilt es, einen feindlichen Beobachtungsposten zu vertreiben oder eine lästige Revolverkanone zum Schweigen zu bringen, unser Michel muß helfen, und sappt der Gegner gar zu frech, so legt der Michel sein eisernes Veto ein. Alles im Regiment kennt und schätzt ihn als den unermüdlichen und stets bereiten Helfer in der Not.

Seit langem schmückt das Eiserne Kreuz seine Brust, und demnächst wird sich diesem Ehrenzeichen die goldene Tapferkeitsmedaille zugesellen.

Major Hofstetter.

(Aus der „Cillier Kriegszeitung".)

Provinz Sachsen und Umgebung.

Träger des Eisernen Kreuzes.

Das Eiserne Kreuz erster Klasse erhielt Edler Herr und Freiherr von Plotho, Kommandeur des Leibhusaren-Regiments „Königin Viktoria von Preußen" Nr. 2, Besitzer des Rittergutes Lüttgenziath.

Mit dem Eisernen Kreuz 2. Kl. wurden aus den Jerichower Kreisen ausgezeichnet: Gefreiter Stünkel-Burg, Lehrer Bucholz-Wenzlow, Musketier Botmann-Schermen, Feldzeugmeister Brüder-Ziesar, Marine-Oberingenieur Spangenberg-Genthin.

Das Eiserne Kreuz erhielten aus Aken: Unteroffizier Heinrich Naumann vom Landw.-Inf.-Regt. Nr. 27, Wehrmann Wilhelm Hundt und Landwehr-Pionier Georg Zähle vom 3. Pionier-Bataillon Nr. 16.

Massenbetrügereien gegen Kriegerwitwen, Kriegsinvaliden und Beschäftigungslose.

Seit November 1913 erscheinen in zahlreichen Provinzblättern Anzeigen folgenden Inhalts:

Heimarbeit, resp. Nebenerwerb, 6 Mk. Tagesverdienst für jedermann, dauernd und steigend, Beginn sofort. Kostenlose Auskunft durch Parfümpatronenfabrik F. Magdalinski Nachfl., Berlin-Steglitz 200 (auch 157, Ahornstr. 17) usw.

Der Inhaber dieser Firma ist Hermann Brack, nennt sich auch Gumpert und Lindemann.

Es handelt sich um Schwindelanzeigen, denn über 330 Betrugsanzeigen sind bereits bei den Gerichts- und Polizeibehörden in Berlin, Hamburg, Elberfeld, Krefeld, Köln, Magdeburg, Leipzig, Gröningen, Stuttgart, Straßburg i. Els., Erfurt, Königsberg i. Pr., Breslau, Zeitz, Dortmund, Bremen, Lübeck, Potsdam, Halle a. d. S., Naumburg usw. erstattet worden. Täglich melden sich noch neue Betrogene bei den Behörden. Die unredlichen Grundsätze der genannten Firma sind folgende: Arbeitsuchende, die auf obige verführerische Anpreisungen eingehen, erhalten von der Firma ein Schreiben, worin ihnen das Füllen von Riechkissen mit Parfüm angeboten wird. Das Material wird aber erst nach Einsendung von 2,90 Mk. übersandt, oft jedoch erst nach längerer Zeit auf wiederholte Anfrage. Der eigentliche Nebenverdienst sollte aber erst durch Hausieren bei Drogisten, Friseuren und ähnlichen Gewerbetreibenden erworben werden. Soweit dies geschieht, machen sich die Betrogenen vielfach noch eines Gewerbevergehens schuldig, da sie ohne gewerblichen Ausweis das Hausiergewerbe ausüben. Ein Tagesverdienst, wie angepriesen, ist fast nie zu erzielen.

Neuerdings sind auch im Auslande, z. B. in Oesterreich und in der Schweiz, gleiche Betrugsanzeigen bei den zuständigen Behörden eingegangen, allem Anschein nach sollen zum Ostern und Pfingstfest diese Betrügereien in noch größerem Maßstabe ausgeführt werden.

tzk. Weißenfels, 26. März. (Bemitleidenswerte Staatsangehörige.) Das Zentral-Komitee vom Roten Kreuz für Flüchtlingsfürsorge hat beim hiesigen Landratsamt angefragt, ob es möglich wäre, im Landkreise Weißenfels eine Anzahl von Auslandsflüchtlingen für einige Monate unterzu-

25]

Der alte Berns.

Roman aus der Franzosenzeit von Hans Bongardt.

Der Inhalt des Briefes hatte alle tief ergriffen, und Beel sagte: „Wenn ich ein halbes Dutzend Jungen hätte, gern gäbe ich sie alle her zum Kampf für unsere gute Sache. Da weiß man wenigstens, wofür sie bluten. Aber hinten in Spanien für den Franzosenkaiser, das ist niederträchtig."

Nach dem Abendbrot begleiteten Fritz, Dina und Enneken die Freundin nach Hause. Fritz schlenderte hinter den Mädchen her und stellte seine Betrachtungen an. Er liebte Elsken, das konnte er nicht leugnen. Wenn er sie aber so einhergehen sah, etwas schwerfällig, mit breiten Hüften und schlechter Haltung und neben ihr Dina im lichten Sommerkleide, schlank wie eine Tanne und anmutig wie ein Reh, dann stiegen allerlei Gedanken in seiner Seele auf über echte Liebe und wahre Treue.

Als sie bei Dongmanns ankamen, verabschiedete sich Elsken von den Mädchen durch Händedruck. „Bekomm' ich denn keine Hand von Dir?" bemerkte Fritz lachend, als sich die Geliebte entfernen wollte.

„Ach so", entgegnete sie verlegen. Sie hatte erwartet, Fritz würde mit ihr einkehren und noch einige Stunden bei ihr bleiben, wie es üblich war. Aber er folgte dem zarten Wink nicht, sondern begleitete, nachdem man auf Berns' Hof angekommen war und sich einige Zeit mit Vermerdonk unterhalten hatte, Dina nach Hause. Dort saß er lange Zeit mit ihr und ihren Eltern zusammen.

Hier wurde eine ganz andere Unterhaltung geführt als bei Dongmanns! Und die Kirkings verstanden zu leben, das mußte man ihnen lassen.

Das hatten auch verschiedene französische Offiziere bemerkt, die beim Posthalter fleißig ein- und ausgingen. Nach und nach wurde Fritz auch mit ihnen bekannt. Die Kerls hatten Schneid im Leib, das konnte sich Fritz nicht verhehlen. Und diese Begeisterung für ihren Kaiser! Fritz vergaß seine Umgebung, wenn sie Selbsterlebtes und Ueberliefertes von Napoleon erzählten. Jeder Offizier ein Held — und er der Heldenkaiser!

10. Kapitel.

Zu derselben Zeit, da der alte Berns in der Hauptstadt Frankreichs seiner Verurteilung entgegensah, befand sich sein Sohn Bernd auf dem Gute Tscharagatsk im Innern Rußlands. Die neuen Verhältnisse wollten ihm anfangs nicht zusagen. Und doch war er froh, daß er sich endlich in Sicherheit befand. Hier konnte er sich ruhig an den Tisch setzen und sich ohne Furcht, mitten in der Nacht verhaftet zu werden, zu Bett legen. Hier konnte er seiner Wege gehen, hier brauchte er nicht jeden Fremdling, der ihm begegnete, mißtrauisch zu prüfen. Das Gefühl der Sicherheit söhnte ihn allmählich mit den Schattenseiten seines neuen Wirkungskreises aus.

Der Graf war stets freundlich zu ihm. Da er in seinem Schützling einen großen Pferdenarren erkannte, und da er ferner im Laufe der Zeit verschiedene Proben seiner Zuverlässigkeit erhielt, so vertraute er ihm die Pflege seiner Renner an, eine Auszeichnung, um die der Deutsche beneidet wurde.

Die Hälfte des Tages brachte Bernd damit zu, die rassigen Tiere zu bewegen. Auf diesen Spazierritten war er oft Zeuge des Elends, in welchem sich die russische Landbevölkerung befand. Die Arbeiter wurden der kleinsten Vergehen wegen mit der Knute gezüchtigt. Als Bernd das zum ersten Mal sah, war er entrüstet. Allmählich jedoch gewöhnte er sich an die barbarischen Strafmittel. Eines Tages jedoch sah er, wie auf dem Felde eine ältere Frau von einem Verwalter derartig geschlagen wurde, daß sie bewußtlos zusammenbrach.

Als Bernd heimkehrte, erkundigte er sich nach dem Befinden der Mißhandelten und erfuhr, daß man sie nach Hause getragen habe, wo sie immer noch nicht aus der Ohnmacht erwacht sei. Da geriet Bernds Blut in wilde Wallung. Er ging zum Grafen und teilte ihm mit, was er im Felde gesehen hatte.

Der Graf ließ den Verwalter kommen, schlug ihn ins Gesicht und rief, bebend vor Zorn: „Mit den Hunden werde ich Dich hetzen lassen, wenn Du Dich noch einmal auf meinem Gute sehen läßt."

Als dann der Graf mit Bernd allein war, sagte er: „Wie schwach wir Menschen doch sind! Ich habe meinen Leuten streng verboten, die Weiber zu schlagen, und nun lasse ich mich dazu verleiten, meinen Verwalter zu prügeln."

Bernd mußte vom Leben der niederrheinischen Bauern erzählen, und er hatte am Grafen einen aufmerksamen Zuhörer.

Der Graf war ein gutmütiger, aber jähzorniger Mensch. Das Elend, in dem Rußlands Bauern schmachteten, ging ihm zu Herzen. Er saß mit seinem Freunde Tscharasjew oft stundenlang am Kamin, und beide überlegten, wie dem Volk am besten zu helfen sei. Sie erstrebten die Aufhebung der Leibeigenschaft, wußten jedoch, daß sie sich den Spott des russischen Adels zuziehen würden, sobald sie ihre Pläne verwirklichten, obschon sie auf die Unterstützung gleichgesinnter Freunde rechnen konnten. Auch verhehlten sie sich nicht, daß die Durchführung ihres Planes ein gewagter Versuch sei, da der russische Bauer, der jahrhundertelang in der Fronde gelebt hatte, und der daher des letzten Restes seines Selbstbewußtseins beraubt worden war, mit der Freiheit vielleicht nicht viel anzufangen wisse.

So kamen denn die beiden Freunde eines Tages darin überein, den Versuch zunächst im kleinen zu machen, und zwar mit Deutschen, deren Selbständigkeit und Zuverlässigkeit in Rußland bekannt war. Außer Bernd befanden sich auf dem Riesengut an Deutschen noch ein Gärtner und ein Kutscher.

Diese drei Landsleute ließ der Graf eines Tages zu sich kommen und eröffnete ihnen sein Vorhaben. Jedem von ihnen wollte er einen kleinen Hof zur Pacht geben, und da auf diesen Höfen von altersher mangelhaft gewirtschaftet worden war, so befreite er sie in den ersten drei Jahren von jeglichem Zins.

Die Landsleute sahen sich verwundert an, und nach einigem Ueberlegen fanden sich Bernd und der Gärtner bereit, während der Kutscher bat, ihn doch bei seinen Pferden zu lassen.

Bereits einige Wochen später siedelte Bernd auf den ihm angewiesenen Hof über, wo ihn der Graf mit allem ausrüstete, was er brauchte.

In der ersten Zeit sahen die benachbarten russischen Bauern mit Neid und Mißtrauen auf den deutschen Eindringling. Da aber Bernd ein verträglicher Mensch war, der die Sitten des Landes achtete und es nicht verschmähte, hin und wieder mit diesen wüsten Menschen Karten zu spielen und sich an ihren Schnapsgelagen zu beteiligen, so duldeten sie ihn schließlich in ihrer Mitte, um so mehr, als sie sahen, wie ungezwungen er mit dem Grafen verkehrte, der sich von dem Aufschwung des Hofes, den Bernd verwaltete, oft persönlich überzeugte.

So konnte Bernd denn bald Briefe in die Heimat senden, die, abgesehen von einer großen Sehnsucht nach seinem Vaterlande, Lebenslust und Zufriedenheit atmeten.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191503282-13/fragment/page=0003

bringen. Das Zentral-Komitee ist bereit, Tagegelder bis zu 1,20 Mk. für Personen über 14 Jahren und 70 Pfg. für Personen unter 14 Jahren zu zahlen und eine Summe für Sonderausgaben, wie Arzt, Apotheke, Fremdenschulgeld, Erleichterungen für gebildetere Flüchtlinge usw. zur Verfügung zu stellen. Es handelt sich fast ausschließlich um Personen des guten und anständigen Mittelstandes, die aus Rußland hierher zurückgekehrt sind und deren Ernährer als Zivilgefangene in Sibirien weilen.

tk. **Sangerhausen**, 26. März. (Eine Urkundenfälschung eigener Art) ist hier begangen worden. Einer Blättermeldung zufolge erhielt ein in N. dienender Soldat plötzlich ein Telegramm: „Mutter schwer krank. Bitte, sofort kommen." Der Vaterlandsverteidiger bekam natürlich den erbetenen Urlaub, doch fragte auch die Militärbehörde bei der hiesigen Polizei an, wie es mit dem „Krankheitsfall" stehe. Die Erkundigung, die nun eingeleitet wurde, stellte aber fest, daß die Mutter keineswegs erkrankt war, sondern — die Braut des Soldaten hatte das Telegramm aufgegeben, um ihren Herzallerliebsten mal ein paar Tage hier zu haben. Die Sache ist ans Tageslicht gekommen und die Braut steht nun als Urkundenfälscherin unter Anklage!

= **Zerbst**, 27. März. (Schulschluß und Bismarckfeier. — Hengstankauf.) Die hiesigen Schulen haben gestern das abgelaufene Schuljahr mit würdigen Feiern beschlossen, in denen in Wort und Lied des bevorstehenden hundertsten Geburtstages des Altreichskanzlers gedacht wurde. An die Feiern schloß sich bei den Volksschulen, der Mittelschule und der Mädchen-Bürgerschule die Entlassung des größten Teiles der diesjährigen Konfirmanden und Konfirmandinnen an. — Der der Hengsthaltungsgenossenschaft des Kreises Zerbst gehörige Hengst Ehrenberg 2 mit dem Standort in Fabritz wurde heute in Zerbst, weil überzählig, öffentlich zum Verkauf ausgeboten und zum Preise von 1400 Mk. von der hiesigen Pferdehandlung Dablino angekauft. Die genannte Firma hat bereits große Mengen von Pferden in hiesiger Gegend angekauft. Erst heute wurden wieder 30 Pferde verladen.

tzk. **Gera**, 26. März. (Selbstmord eines Schulmädchens.) Seit dem 1. März wird hier das Schulmädchen Lina Rödel, geboren am 12. März 1901 in Delitzsch, vermißt. Die Rödel hat an diesem Tage bis nachmittags 5 Uhr Schulunterricht gehabt und ihren Mitschülerinnen gegenüber geäußert, daß sie niemand wieder zu sehen bekomme, und das weitere werde am folgenden Tage in der Zeitung zu lesen sein. Die Bücher der Rödel sind am 3. März durch andere Schulkinder unmittelbar am Elsterwehr aufgefunden worden. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß das Mädchen dort ins Wasser gegangen ist.

t. **Weimar**, 26. März. (Fasanen-Diebstahl.) Aus der Großherzoglichen Fasanerie Ettersburg wurden kürzlich 40 lebende Fasanen gestohlen. Die Hofjagdverwaltung zu Weimar hat auf die Ermittelung der Diebe eine Belohnung von 100 Mark ausgesetzt.

Aus Halle und Umgebung.

Halle, den 28. März.

Schulschluß.

Gestern Sonnabend begannen die Osterferien, die „Schule ist aus". Aber wahrscheinlich gingen nicht alle Buben und Mädels leichtbeschwingten Sinnes nach Haus, wie sonst wohl, wenn eine Siegesnachricht vorzeitigen Unterrichtsschluß brachte. Denn die Osterzeugnisse waren vielleicht nicht ganz so einwandfrei ausgefallen, wie sie die Jünger der Schulwissenschaft in heiterer Auffassung der Dinge wohl erwartet hatten. — Nun kam hangende Sorge über die Gemüter, die so schwer zu tragen hatten an dem Stück leichten Papiers, auf dem Fleiß und Eifer mit den errungenen Unterrichtsergebnissen gewertet waren. Aber die Zeitverhältnisse, die so vieles in anderem Lichte als sonst erscheinen lassen, beeinflussen die Herren Eltern daheim in einer der Schuljugend, die zu den Sitzengebliebenen gehört, nicht allzu abträglichen Weise. Damit der Vater das spanische Röhrchen in der Ecke nicht sieht, drückt er wohl ein Auge, am Ende auch beide Augen zu. Zumal er sich vielleicht auch daran erinnert, daß es ihm selbst in dieser schweren Kriegszeit nicht immer möglich gewesen ist, unverrückbar sein tägliches Arbeitssiel im Auge zu behalten. Unsere Kinder nehmen mit weit regerer Phantasie an den Kämpfen in Osten und Westen teil als wir Alten und stehen mit ihrem Denken und Fühlen noch tiefer im Banne der Ereignisse. Manch eines bangt und sehnt sich auch nach dem Vater oder dem Bruder, von denen sie nicht wissen, ob sie schon eine feindliche Kugel getroffen hat. Die Hilfstätigkeit der Schuljugend, die sich während der Reichswollwoche und beim Gottschuchen so glänzend bewährt hat, kommt als Ablenkung von den Büchern noch hinzu, und für die allein schon darf ein reichlich Maß von Nachsicht gewährt werden; denn hier sind sie alle mit vollem Eifer am Platze gewesen, unsere deutschen Knaben und Mädchen, und haben sich der großen, ernsten Zeit würdig gezeigt. Mochten sie für die Schule nicht in vollem Maße tauglich gewesen sein, sie haben dafür bewiesen, daß sie's fürs Leben sein werden. Viele Lehrer sind endlich dem Rufe zur Fahne gefolgt, so daß der Unterricht hie und da aus dem Gleise kam, in dem nun einmal manche Naturen bleiben müssen, um vorwärts zu kommen. Also laßt Milde walten, wenn die Zensur nicht so ausgefallen ist, wie sich der Ehrgeiz des Vaters oder der Mutter gewünscht. Gearbeitet ist trotz allem in unseren Schulen tüchtig worden; das Pensum ist auch diesmal erledigt worden, und wer das Ziel der Klasse der Zensur nach erreicht hat, der hat es auch bei milderer Beurteilung diesmal wirklich erreicht. Unsere Schulen haben nicht nachgelassen; vielmehr haben die stark in Anspruch genommenen Lehrkräfte vollauf ihre Pflicht getan und somit als Vorbilder bei ihren Schülern das beste Ergebnis ihrer Mühen erreicht, die Stärkung des Pflichtgefühls. Mit ihm, als einer deutschen Tugend, wird Deutschlands Jugend, jeder an seinem Posten, einst den Kampf des Lebens mutig auf sich nehmen und, muß es sein, auch wieder den Kampf fürs Vaterland tapfer bestehen. Allen, den Versetzten und Sitzengebliebenen, seien von Herzen sonnige Kriegsostern, Tage der Erholung und Aufrichtung durch große Siegesstunde aus Osten und Westen gewünscht.

Osterkuchen.

In Berlin ist man übler daran als bei uns: dort müssen sie auf den selbstgebackenen Osterkuchen verzichten. Denn ein strenges Verbot der Magistrate von Berlin und Charlottenburg untersagt bei harten Strafen den Haushaltungen das übliche Osterkuchenbacken. Bis zum 12. April muß man sich dort ohne den hausbackenen Kuchen behelfen. Anders in Hamburg. Dort befürchtet man nichts von den Folgen des Osterkuchenbackens, hört meint man, eine Gefährdung unserer Mehlbestände durch Kuchengenuß ist nicht zu befürchten. Wer viel Kuchen verzehrt, wird weniger Brot genießen, er leistet also, wenn er dadurch von seiner Brotkarte spart, dem Vaterland gewissermaßen einen wirtschaftspolitischen Dienst. Auch bei uns in Halle befürchtet man nicht mehr, daß das Weizenmehl über Gebühr in Anspruch genommen werden wird, denn mehrfache Bekanntmachungen des Magistrats haben angesichts der tatsächlich vorhandenen Weizenmehlbestände die allzusehr ihren Gebrauch einschränkenden Bestimmungen, soweit es anging, auf. Nichtsdestoweniger wird allerdings auch hier nicht von einem übermäßigen Osterkuchenbacken gesprochen werden können, wie das bei der Weihnachtsbäckerei der Fall war. Man hat sich bereits an die spartanischere Lebensweise gewöhnt und empfindet wohl auch, daß es nicht der Zeit entspricht, alte Gewohnheiten wieder aufzunehmen, die ein schrankenloses Schwelgenlassen im Verbrauche von allerhand Näschereien usw. zur Folge hatten. Es schiebt dem ja auch bereits die jeden Haushalt zugeteilte Mehlmenge der Vergeudung einen Riegel vor. Wer dennoch Kuchen essen will, kann seinen Bedarf ausreichend bei Bäcker und Konditor decken.

Berliner Neuheitsvertrieb „Germania".

Unter dieser Firma betreibt der Kaufmann Michael Haase in Berlin ein Automatenvertriebsgeschäft. Er beschäftigt eine große Anzahl von zum Teil recht zweifelhaften Reisenden, deren Aufgabe darin besteht, besonders auf dem Lande bei den kleinen Geschäftsleuten und Krämern Kunden zu suchen. Um diesen die Sache schmackhaft zu machen, heißt es, der Automat werde umsonst geliefert, wenn die erforderlichen Packungen für den Automat von der Firma „Germania" bezogen würden. Die Geschäftsleute, die sich bereit erklären, unter den vorgegebenen Bedingungen einen Vertrag abzuschließen, müssen einen Schein unterschreiben, dessen Inhalt von der mündlichen Vereinbarung gänzlich abweicht, der derart raffiniert abgefaßt ist, daß sie ihn, selbst wenn sie ihn genau durchlesen würden, in seiner ganzen Tragweite nicht erfassen können. So heißt es wörtlich mit Bezug auf die Bestellscheine des Haase in einem gegen einen Reisenden ergangenen Urteil: „Die Gemeingefährlichkeit des Betriebes liegt darin, daß es sich nur um kleinere und kleinste Geschäftsleute handelt, die gar nicht imstande sind, den Inhalt der mit ihnen abgeschlossenen Verträge zu verstehen, daß die Leute Verpflichtungen auf sich nehmen, die ihre finanzielle Leistungsfähigkeit weit übersteigen und daß die Abzahlungsmöglichkeiten in ihrem Bezirk eine sehr beschränkte ist, jedenfalls in keiner Weise Aussicht besteht, die ungeheure Masse von Ware loszuwerden, welche die Leute infolge des Vertrages beziehen müssen." Weiter wird in dem Urteil ausgeführt, daß schon die Eingangsbemerkung des Bestellscheines, der Automat werde gratis abgegeben, „schwindelhaft" sei, daß hier mit Recht das Geschäft des Haase als „Landplage" bezeichnet werde. In einem anderen Urteil wird einem Reisenden des Haase der Umstand als strafmildernd angerechnet, weil er „durch die auf Irrtumserregung abgestellte Fassung des Bestellscheins zu den Betrügereien geradezu aufgefordert" worden sei. In einem dritten Urteil wird gerichtlich festgestellt, daß Haase gewerbsmäßigen Bücher durch den Vertrieb der Automaten und Packungen begeht. Leider kommt es aber immer noch vor, daß die Opfer des Haase die Weitläufigkeiten und Kosten eines Prozesses scheuen, ja auch zunächst gar nicht wissen, an wen sie sich in Berlin, wo die Prozesse zu führen sind, wenden sollen. Die Folge ist, daß Haase immer noch gegen die vor Gericht nicht vertretenen Beklagten Versäumnisurteil erzielt und auf Grund dieser Urteile bei seinen angeblichen Schuldnern großes Unheil anrichten kann. Keiner, der mit Haase in Geschäftsverbindung trat, soll auch nur einen Pfennig zahlen, ehe er nicht von einem Rechtskundigen seine Verpflichtungen hat nachprüfen lassen. Die Zentralstelle zur Bekämpfung der Schwindelfirmen in Lübeck, Parade 1, ist gern bereit, jedem hierbei hilfreich und ohne Erhebung von Kosten an Hand zu geben. Minderbemittelte können auch Rat und Auskunft bei der Rechtsauskunftstelle in Halle a. d. S., Schmeerstraße Nr. 1 II, links, finden.

Letzte Telegramme.

Herabsetzung der Mehlpreise.

W. T. B. **Berlin**, 27. März. Herabsetzung der Mehlpreise durch die Kriegsgetreidegesellschaft. — Der Aufsichtsrat der Kriegsgetreidegesellschaft hat in seiner heutigen Sitzung beschlossen, von dem Zeitpunkt der geregelten Verteilung der Mehlbestände nach dem Verteilungsplane der Reichs-Verteilungsstelle, d. h. vom 1. April d. Js. ab die Preise für Mehl allgemein herabzusetzen. Die Preise passen sich im allgemeinen der Abstufung der Getreidepreise in den Höchstpreisbezirken nach dem Höchstpreisgesetz vom 4. August 1914 und die Bekanntmachung des Bundesrats über die Höchstpreise vom 28. Oktober 1914 an, doch sind im ganzen nur 10 Preisbezirke gebildet. Der niedrigste Preis für Roggenmehl stellt sich auf 35 Mark einschließlich Sack und Fracht, der höchste Preis im 10. Preisbezirk auf 38 Mark. Die Preise für Weizenmehl bewegen sich zwischen 40,75 Mark und 43,75 Mark und der mittlere Preis für Roggenschrot wird vom 1. April ab 32,50 Mark sein. Der Preis bedeutet eine erhebliche Herabsetzung gegenüber den letzten Mehlpreisen im freien Handel.

Eine Ansprache des bayerischen Königs

W. T. B. **München**, 27. März. Bei der heutigen Truppenvereidigung, an der Rekruten, Landsturmleute und Mannschaften jüngerer Jahrgänge beteiligt waren, hielt der König eine Ansprache, in der er die Soldaten ermahnte, sich mit Fleiß ihrer Ausbildung zu widmen, damit, wenn die Zeit käme, sie als tüchtige Soldaten hinaus könnten, um Deutschlands Grenze zu schützen und für das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn zu kämpfen. Sie sollten den alten Ruf der Treue und Tapferkeit der bayerischen Truppen aufrechterhalten. Seit über 7 Jahrhunderten sei das bayerische Königshaus mit seinem Volk aufs engste verwachsen. Alle Stände, Reich und Arm, Hoch und Niedrig, kämpften jetzt für Deutschlands Größe, und an der Spitze einer Deutschen Armee stehe Kronprinz Rupprecht. Deutschland könne nur einen Frieden schließen, nach welchem es niemandem mehr einfalle, es wieder anzugreifen. Es werde noch schwere Opfer kosten, diesen herbeizuführen, und wenn sie vor den Feind kämen, sollten sie eingedenk sein ihres heutigen Schwures.

Ein Opfer der Russenseuche.

W. T. B. **Berlin**, 27. März. Wie der „Lokalanzeiger" meldet, ist der Tuberkuloseforscher Professor Cornet, der erst kürzlich mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden ist, gestern abend am Flecktyphus gestorben. Professor Cornet, der eine Zeitlang Robert Koch nahgestanden hat, hatte sich in einem Gefangenenlager bei einem dort internierten Russen infiziert.

Sie haben für eine Zeitlang genug.

Konstantinopel, 27. März. Seit den für die Gegner so verlustreichen Kämpfen in den Dardanellen haben bis zum 26. März keinerlei Unternehmungen der Verbündeten gegen die Dardanellen oder andere türkische Plätze im Aegäischen Meere stattgefunden. In der vergangenen Nacht versuchten feindliche Torpedoboote, gegen die äußerste Sperre vorzugehen, wurden aber sofort durch das Feuer der Batterien vertrieben. Die Meldung der englischen Presse über Kämpfe, Erfolge und Landung der Verbündeten bei den Dardanellen oder in der Sarosbucht sind frei erfunden. (W. T. B.)

General Pau in Sofia.

W. T. B. **Sofia**, 27. März. (Verspätet eingetroffen.) Wie die „Agence bulgare" mitteilt, wird der König General Pau heute abend in Audienz empfangen.

Börsen- und Handelsteil.

Spar- und Vorschußbank, A.-G. zu Halle.

In der heute stattgefundenen General-Versammlung der Spar- und Vorschuß-Bank, Aktien-Gesellschaft, Halle a. S., in welcher 22 Aktionäre mit 407 000 Mark Aktien-Kapital vertreten waren, wurden die Regularien genehmigt und die sofort zahlbare Dividende für 1914 auf 4½ % festgesetzt. Bei der statutengemäß stattgefundenen Neuwahl des gesamten Aufsichtsrates wurden sämtliche Herren wiedergewählt.

Der Kriegsjahresabschluß der Norddeutschen Kreditanstalt in Königsberg.

Die Norddeutsche Kreditanstalt in Königsberg i. Pr. bringt bekanntlich für 1914 eine Dividende von 4 (i. Vorj. 7) Prozent in Vorschlag. Es wurde ein Reingewinn von 1 737 931 Mk. (i. V. 2 795 576 Mk.) erzielt. Die Abschreibungen wurden auf 168 213 Mk. (i. V. 183 109 Mk.) festgesetzt. Der Vorstand bemerkt in seinem Rechenschaftsbericht hierzu, daß, während das erste Halbjahr ein befriedigendes Ergebnis brachte, sich das Erträgnis des zweiten Halbjahres weniger gut gestaltete. Der Seeverkehr erfuhr eine sehr beträchtliche Einschränkung; nur noch an der deutschen Küste konnte die Schiffahrt aufrechterhalten werden. Zu Lande blieben die Zufuhren von Rußland aus, die in Friedenszeiten große Mengen Getreide und andere Rohprodukte gebracht hatten. Auch auf die industriellen Unternehmungen des Ostens blieb der Kriegszustand nicht ohne Einfluß. Im allgemeinen aber vermochten die der Bank nahestehenden Werke sich schnell den veränderten Verhältnissen anzupassen und Erfolge zu erzielen. Bei der Norddeutschen Cellulosefabrik A.-G. hatten sich in dem ersten Halbjahr Fixitation und Absatz ungefähr auf der gleichen Höhe des Vorjahres bewegt. Im August war die Fabrik zunächst wegen der Einberufung fast aller ihrer Arbeiter zu den Fahnen genötigt, den Betrieb stillzulegen und konnte ihn erst Ende Dezember in beschränktem Umfange wieder aufnehmen. Nachfrage nach dem Produkt der Fabrik war genügend vorhanden. Aehnlich war die Entwicklung bei der Ostdeutschen Maschinenfabrik vorm. Rud. Wermke A.-G., Heiligenbeil.

Börsenstimmungsbild.

W. T. B. **Berlin**, 27. März. Das Geschäft im heutigen freien Börsenverkehr war recht still, da sich aus Anlaß des Wochenschlusses etwas Realisationslust bemerkbar machte. Die Aktien der Kriegsmaterial liefernden Gesellschaften waren bei geringen Schwankungen wenig verändert. Einiges Interesse bestand für Phönix, Deutsche Erdöl, Caro-Gegenscheid. Die leichte Besserung in heimischen Renten hielt auch heute an. In Verlusten ist keine Veränderung zu verzeichnen, auch der Geldmarkt blieb unverändert.

Dividenden.

Aachener Lederfabrik, A.-G. Der Aufsichtsrat beantragt eine Dividende von 10 Proz. (i. V. 7 Proz.).

Gesellschaft Sachsenwerk, Licht und Kraft, Akt.-Ges. in Dresden. Dem Vernehmen nach wird eine Dividende von 8 (i. Vorj. 7) Proz. verteilt.

Die Vorschuß-Bank Schafstädt, Akt.-Ges., Schafstädt bei Halle a. S., verteilt für 1914 eine Dividende von 6 Prozent (wie in den letzten 10 Jahren).

Getreidebericht.

Berlin, 27. März. Im Hinblick auf die nahen Osterfeiertage und in Erwartung fernerer Schritte der Regierung bezüglich weiterer Beschlagnahmungen war das Geschäft am Getreidemarkte ziemlich eng begrenzt. Die Tendenz war aber fest, besonders für Mais, der heute nicht nur seitens der Fouragehändler, sondern auch seitens der hiesigen Mühlen zwecks Vermahlung in größeren Mengen aufgekauft wurde. Man bezahlte für auf Berlin rollende Ware 612—615 Mk. pro Tonne. Im Kleinhandelsverkehr forderte man für greifbare Ware 620 Mk. pro Tonne. Ausländische Gerste loko ging zu 610—615 Mk. pro Tonne um. Am Mehlmarkte war das Geschäft ruhig. Für ausländische Weizenkleie wurde 39 Mk. pro Doppelzentner bezahlt. (W. T. B.)

Bericht der öffentlichen Wetterdienststelle.

Das gestern in Jütland befindliche Barometerminimum ist südwärts gewandert und mit mehreren, nicht scharf von einander getrennten Teildepressionen in das Gebiet einer auf dem Mittelmeer erschienenen Depression aufgenommen worden. In Nordwestdeutschland, im ganzen Elbe- und unteren Odergebiet sind daher zahlreiche, zum Teil ziemlich starke Schnee- und Regenfälle herniedergegangen, während in den meisten anderen Gegenden das Wetter trocken blieb. Die Abkühlung hat fast überall noch etwas zugenommen. Heute früh herrschte in Ostpreußen ziemlich strenger, sonst meist leichter Frost. Der Himmel ist im Westen, sowie im Weichselgebiet vielfach heiter, sonst überwiegend bewölkt, im mittleren Norddeutschland fällt an vielen Orten noch Schnee.

Vielfach wolkig, öfter leichte Niederschläge, Temperatur um Null.

Verantwortlich:
für Politik und Vermischtes: M. Ebeling; für Oertliches, Gerichtssaal, Kunst und Kongresse: H. Mieschner; für Provinz, Handel, Feuilleton und Allgemeines: G. P. Kohlmann; für den Anzeigenteil: K. Steinhauf.
Sprechstunden von 10 bis 1 Uhr.
Alle die Schriftleitung betreffenden Zuschriften sind nicht persönlich oder an die Geschäftsstelle bzw. den Verlag, sondern lediglich an die „Schriftleitung der Hallschen Zeitung in Halle (Saale)" zu richten.

Schutz bei Erkältungen
sowie gegen
die meisten ansteckenden Krankheiten bietet
Formamint
weil es die Ansteckungskeime (Bakterien) in Mund und Rachen vernichtet, so daß sie nicht ins Körperinnere gelangen können. — Mehr als 10000 Ärzte haben seine vorbeugende Wirkung bestätigt. — Näheres über Wesen und Wirkung des Formamints enthält die für die Gesundheitspflege überaus wichtige Broschüre „Unsichtbare Feinde", die bei Abforderung durch Postkarte von Bauer & Cie., Berlin 48 C 3, Friedrichstrasse 231, kostenlos versandt wird. Wer Formamint noch nicht kennt, verlange eine Gratisprobe.
Formamint-Feldpostbrief-Packungen in allen Apotheken und Drogerien.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191503282-13/fragment/page=0004

Hallescher Courier.

Unterhaltungs-Beilage der Halleschen Zeitung.

Nummer 14. **Halle (Saale), Sonntag, den 28. März.** **1915.**

Der wilde Bismarck.

(Nachdruck verboten.)

Mit Erlaubnis des Verlages L. Staackmann in Leipzig geben wir aus dem Roman von Karl Hans Strobl „Der wilde Bismarck“ das 1. Kapitel wieder.

Am 29. Juli des Jahres 1817 wurde den Berlinern ein absonderliches und aufregendes Spektakel zuteil.

Als der im zweiten Stock des Hauses Taubenstraße 31 wohnhafte Kammergerichtsrat Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, um seinem Nachdenken über den weiteren Verlauf der Geschichte von Meister Martin dem Küfner und seinen Gesellen etwas Anregung zu geben, eben die dritte Pfeife angebrannt hatte, bemerkte er etwas Seltsames.

Ueber dem Papier, das vor ihm auf dem Schreibtisch lag, blieb ein rosenroter Schein, obzwar der Fidibus längst schwarz und abgetan in seiner Porzellandose steckte. Während der Herr Kammergerichtsrat mit gespreizten Fingern über das Blatt fuhr, um sich zu vergewissern, ob diese Rosenfarbe nicht etwa nur in seinen Augen und ein Widerschein des Punschtopfes von gestern abend sei, knackte und knatterte etwas irgendwo in der Welt, als bräche man Bretter.

Gleich darauf spritzte ein spitzes Klirren, wie zersplitterndes Glas.

Der Kammergerichtsrat stieß in seinen Stuhl, tat einen Satz zum Fenster, sprang in der eigenen Spur zurück, daß die Quasten um seinen Magierschlafrock Arabesken tanzten.

„Frau“, rief er, „Frau .... es brennt .... das Schauspielhaus brennt.“

Die Frau Kammergerichtsrätin, die in der Küche im Haushaltungsbuch rechnete, in dem ihre großen Seufzer als Fettflecke zurückgeblieben schienen, ließ den Alarm beim anderen Ohr wieder hinausgehen. Es stand fest, daß es dem Gemahl beliebte, einen seiner grotesken Scherze in Szene zu setzen. Nein, es war ihr nicht darnach zumute, ihm den Gefallen zu tun und herbeizueilen, um mit einem Bocksprung und einer ironischen Reverenz empfangen zu werden.

Sie hörte den Herrn Kammergerichtsrat im Arbeitszimmer im Beschwörungston ausrufen: „Undine! Undine! Undine!“

Aber da sah sie über das freie Himmelsstück zwischen den kahlen Hofmauern eine dicke, schwarze Wolke mit einem rosigen Bauch wegschwimmen.

Der Feuerhai!

Da sprang sie auf, das hoffnungsvolle Rechnungsbuch und ein hoffnungsvoller Milchtopf polterten hinterdrein, und lief nach vorn.

Und wirklich, diesmal war es kein skuriler Spaß des Gatten, sondern bedrohlicher Ernst. Aus dem Dach des Schauspielhauses gegenüber würgten sich Flammen los und bäumten sich schwarze, wirbelnde Rauchsäulen, die Funken gegen das eigene Haus niederstießen.

Der Kammergerichtsrat stand still und hielt die Arme weit von sich gebreitet, hinter ihm lagen die Schlafrockquasten auf der Erde wie zwei gezähmte Schlänglein. „Was soll“, rief er, „was soll aus meiner „Undine“ werden? Dreiundzwanzigmal gegeben, so wird sie mir in diesem Haus nicht einmal majorenn. Was kann das Wassernixlein gegen die Elementarbrüder des roten Feuers? Der Baron wird Augen machen.“

„Ach, mit Deiner „Undine“, schrie ihm die Gattin in den Jammer, „leg Hand an!“ Und sie begann sinnlos hin und her zu laufen, trug zusammen und wieder auseinander, schleppte sich an schweren Dingen ab, die sie mitten im Zimmer stehen ließ, um sich anderen zuzuwenden.

Der Kammergerichtsrat hatte indessen das Fenster geöffnet und beugte sich auf die Straße vor. Da unten drehten sich schon schwarze Wirbel von Menschen, in die von beiden Straßenenden immer neue Massen flossen. Gegenüber im brennenden Musenhaus sah man Leute laufen, ab und zu sprang einer ans Fenster und schrie in die Straße hinab. Und nun brach auch schon die Brandpolizei ein, keilte sich mit Leitern und Schläuchen in die Menge und fiel das Feuer an.

„Ich fürchte“, seufzte der Kammergerichtsrat, „ich fürchte, das ist die letzte Vorstellung. Bei bengalischer Beleuchtung des ganzen Schauplatzes.“

Die Leitern streckten sich an den Mauern hoch, unten flogen die Pumpenarme wechselnd in die Höhe, zwei Klumpen von Menschen streckten und duckten sich wechselnd.

Jemand trillerte auf einer Brandpfeife durch das Geschrei. An den Leitern schoben sich Männer hoch, schlaffe Schläuche nachziehend. Nun klebten sich die Leute fest, durch die Schlauchleiber lief Leben, straffte sie, und nun spie es aus schmalen Mäulern in den Feuerbauch. Dichte Rauchwolken schlugen zurück. Funkensprühen gab Antwort.

Um den Kammergerichtsrat stäubte rotes Gewürm, ein Feuertierchen hockte sich sengend in den Schlafrock, die schmale, knochige Hand drückte es tot.

Die Frau Rätin faßte die Schlafrockquasten an, riß an dem Herrn Gemahl, daß er einige Schritte zurücktaumelte.

„Fort vom Fenster; willst Du mir verbrennen?“

Aber da polterte es auch schon die Treppen hoch; vier Brandleute schleppten den Wasserwurm ins zweite Geschoß, durch Vorraum und Zimmer ans Fenster.

„Wir müssen es von hier aus angehen.“

Das Wasser kam im Schlauch hinterdrein, machte das hänfene Rohr prall, zischte überraschend und scharf auf den Feind. Schwarz und triefend lag die Wasserschlange mitten im Zimmer. Jetzt war es, als wende sich das Feuer mit zweifacher Wut hierher; eine höllische Glut schlug herüber, Flammengehänge schwollen und bauschten sich vor den Fenstern, die Luft war heiß wie glühender Sand, röstete Gaumen, Hals und Lungen.

Die Brandleute legten Hand an die Möbel, denn es begann nach erhitztem Lack und versengtem Horn zu riechen. „Halt doch, rief der Kammergerichtsrat, „nicht anfassen; es geht wohl so vorbei.“

„Jesus, meine Zuversicht!“ schluchzte die Kammergerichtsrätin, außer Atem und einem Weinkrampf nahe, „der Mann ... steht da ... tut nichts ... so rühr dich doch!“

Wie sich aber der Herr Kammergerichtsrat wandte, da sah er, daß der Wasserwurm eine Wunde hatte. In der Seite hatte sich ein Loch aufgetan, aus dem kam ein dünnes Strählchen hervor, daß in einem feinen Bogen durch das halbe Zimmer setzte und gerade auf dem beschriebenen Bogen niederplätscherte, der auf dem Schreibtisch lag.

Da fuhr aber ein hastiges Leben in das dürre, kleine Männlein. Zuerst riß es ihn zu einigen ziellosen Sprüngen.

„Zur Feuersnot auch noch Wassersnot!“ schrie er und zog sein Manuskript aus der Taufe. Das Brünnlein aus der Seite des Schlauches sprühte lustig weiter, und es war, als habe dies kleine Malheur im Zimmer den Leuten mehr den Verstand verwirrt als das große Unglück gegenüber.

Die Frau Rätin zog das ganz große Lamento: „Jesus, Jesus ... die neuen Möbel ... um Gott ... dreihundert Taler sind hin ....“

Sie stand, wie sie eben im Begriff war, zu retten, mit einer gestickten Schlummerrolle in der einen und dem Papierkorb in der anderen Hand, und die Tränen brachen ihr hemmungslos aus den Augen. Da sie der Rat so wehrlos sah, sprang er auf sie zu: „Da Du,“ rief er, „da Du den Kopf verloren hast, brauchst Du auch keine Schürze.“ Und er tat einen gewaltigen Zug an den Bindebändern, daß die Schürze vorn sachte abglitt. Jetzt verstanden die Brandleute, was es galt, rissen das blau- und weißgestreifte Kattunding in Fetzen, wickelten, verbanden, verschnürten mit den Schürzenbändern, besserten den Schaden, daß kein Tropfen mehr durchdrang.

Der Rat rieb sich die Hände und tat einen seltsamen und vergnügten Sprung. „Sind wir nicht“, rief er, „sind wir nicht die rechten Schürzenhelden! So aber hat die Schürze wenigstens einmal in der Welt Gutes gestiftet“ ....

(Schluß folgt.)

Deutsche Worte.

Darin liegt die Hoheit des Krieges, daß der kleine Mensch ganz verschwindet vor dem großen Gedanken des Staates; die Aufopferung der Volksgenossen füreinander zeigt sich nirgendwo so herrlich wie im Kriege — in solchen Tagen scheidet die Spreu von dem Weizen.

Heinrich v. Treitzschke.

Alles, was wir an unseren Gegnern tadelnswert und verwerflich finden, das müssen wir selber vermeiden und nur das an sich Rechte tun, nicht allein aus Neigung, sondern recht aus Zweckmäßigkeit und geschichtlichem Bewußtsein.

Gottfried Keller.

Die meisten Leute machen sich selbst bloß durch übertriebene Forderungen an das Schicksal unzufrieden. Bei den Klagen, das sie etwas aufgeben müssen, was sie früher genossen, vergessen sie, innerlich dafür dankbar zu sein, daß sie es bis dahin ungestört genossen.

Wilhelm v. Humboldt.

Der Bismarck-Deutsche.

Nachdruck verboten.

Den „Bismarck-Deutschen“ wollen sie uns austreiben, unsere Gegner, den „Goethe-Deutschen“ wollen sie uns lassen, und ahnen nicht, die freundlichen Verbesserer unserer Art, daß der „Goethe-Deutsche“ im Bismarck-Deutschen steckt, wie der Kern in der Nuß Militarismus und Kultur wollen sie gegeneinander ausspielen und tun, als

Die Freunde.

Eine Kriegsepisode von Ernst Quadt.

(Nachdruck verboten.)

Drei Mann krochen vorwärts. Ihr Auftrag war kurz: sie sollten die Stärke des gegenüberliegenden feindlichen Schützengrabens feststellen. Ein flaches Ackerland war zu überschreiten. Die tiefdunkle Nacht begünstigte das Unternehmen. Aber der feuchtkalte Boden erschwerte das Vorwärtskommen und drüben war ein schützender Drahtzaun aufgebaut. Die drei hielten Augen und Ohren offen, denn jeden Augenblick konnte man mit einer feindlichen Patrouille zusammenstoßen. In der Mitte des Ackerlandes trennten sie sich. Einer nahm den rechten, der andere den linken Flügel; Hans Heinrich Herwart hielt sich in der Mitte. „Machts gut! Kameraden!“ Dann sahen und hörten sie nichts mehr voneinander.

Hans Heinrich Herwart schlich vorsichtig weiter. Plötzlich sah er vor sich eine kaum merkliche Erhöhung. Er drückte sich fest an den Boden und lag einen Augenblick still. Nichts rührte sich. Also weiter. Näher und näher kam er dem Feinde. Er hörte wie sie drüben flüsterten und sah bereits einen matten Schein aus der Erde aufsteigen.

Plötzlich fühlte er, wie sich eine Hand schwer auf seinen rechten Arm legte. „Rends-toi!“

„Nie!“ Hans Heinrich suchte den Feind von sich abzuschütteln. Es gelang ihm nicht; die Hand des Gegners hatte seinen Arm wie eine Klammer umspannt. Er hörte den schweren Atem des Franzosen und entnahm aus dessen Bewegungen, daß er das Bajonett auf seine Brust richtete. „Nie!“ knirschte er nochmals.

Da gab der Andere seinen Arm frei. Ein Lichtschein huschte über Herwarts Gesicht.

„Hans Heinrich —“ flüsterte sein Gegner, „Hans Heinrich, Du?!“

Der Klang dieses leisen Rufes rief in ihm vergangene Tage wach. Er dachte an damals, als er an der Seite eines Freundes das Leben genoß.

Zwei Hände suchten und fanden sich. Sie drückten sich herzlich zur Begrüßung und schmerzlich wie einst, als der Ausbruch des Krieges die Landesgrenze zwischen sie schob.

Kein Wort fiel. Eine lange Pause, dann kroch jeder, wie auf geheimen Befehl, zu seinem Schützengraben zurück.

Hier stieß Hans Heinrich Herwart mit seinen beiden Kameraden zusammen. Dem einen war es nicht gelungen, an den feindlichen Graben heranzukommen, während der andere seinen Auftrag erledigt hatte. Der gegenüberliegende Schützengraben wies eine an Zahl nur wenig stärkere Besatzung auf. — —

Am anderen Morgen donnerten die Kanonen. Es sollte ein Sturmtag werden. Die Soldaten saßen und schrieben Briefe, manch einer seinen Abschiedsbrief. Hans Heinrich Herwart sah ihnen müßig zu. Seine Gedanken erfüllte nur die nächtliche Begegnung.

Als der Befehl zum Sturm kam, war er einer der Ersten, der über die Deckung sprang. Um ihn prasselten die Kugeln; er achtete nicht darauf. „Vorwärts“ tönte es in ihm und vorwärts stürmte er seinen Kameraden voraus. Er merkte es nicht, daß einer nach dem anderen zu Boden sank und der Graben vor ihm Feuer spie.

Plötzlich stutzte er. Er stand an der Stelle, wo er in der Nacht seinem Freunde die Hand gereicht hatte. Fieberhaft arbeitete sein Gehirn: Wenn er ihm jetzt gegenüberstände? Wenn er sein Bajonett auf die Freundesbrust richten müßte? Oder wenn er, Herwart, durch ihn fallen sollte?

Vor ihm durchschritten Kameraden bereits den feindlichen Drahtzaun. Er war zurückgeblieben. Vorwärts! Mit wenigen Schritten erreichte er den feindlichen Graben.

Ein Lauf war von dort auf ihn gerichtet: Sein Freund!

Beider Augen trafen sich, sie senkten sich ineinander und sprachen im Bruchteil einer Sekunde von allem, was hinter ihnen lag, von allem, was sie gemeinsam erlebt und erlitten hatten. Die Blicke klagten an und verteidigten sich. Keiner von beiden aber senkte das Gewehr. „Pflicht“ las jeder auf des anderen Stirn: „Es muß sein!“

Wie zum Abschied tauchten noch einmal beider Blicke ineinander, just wie damals, als sie voneinander Abschied nahmen. Dann hörte Hans Heinrich das Knacken des Gewehrs in der Hand seines Freundes; eine Kugel pfiff an ihm vorbei. Er holte zum Stoß aus; wuchtig und rücksichtslos wie sonst, obgleich seine Hand, wie jenem eben, zitterte. Ueber seine Augen senkte sich ein dichter Nebel und ein körperlicher Schmerz durchfuhr ihn, als er sich mit seinem Bajonett vorwärtsbeugte. Dann verließ ihn das Bewußtsein. — —

Als er aus tiefer Betäubung erwachte, bemerkte er, daß sein linker Arm blutete und Kameraden damit beschäftigt waren, ihm einen Verband anzulegen. Das berührte ihn jedoch wenig: ein anderer Gedanke dämmerte in seinen Schläfen: ob er tot ist? Ob ihn mein Bajonett durchbohrt hat?

Sich mühselig aufrichtend blickte er um sich. Da lag sein Freund neben ihm. Sein Kopf trug einen Verband. Er lächelte ihn kaum merklich an.

Schweigend reichten sich beide wie in der vergangenen Nacht die Hände und wieder waren es nur die Augen, die da sprachen: „Gottlob, nur verwundet!“ Und aus beider Blicken leuchtete die glückliche Gewißheit: „Verwundet, doch nicht durch mich!“

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191503282-13/fragment/page=0005

wüßten sie nicht, daß unsere Kultur wehrhaft sein muß, weil sie sonst bald ein Brei wäre, ein Gemenge aus dem, was unsere Feinde von deutschem Wesen übrig zu lassen beliebten.

Der Mann, der den preußischen Militarismus begründet hat, Friedrich der Große, war in Dingen der Kultur das, was man heute einen Aestheten nennt. Und so war auch Bismarcks Werk dem Ansehen nach ein politisches, seiner eigentlichen Bedeutung nach ein Werk der Kultur. Nicht die Form, in der er den Einheitsgedanken verwirklichte, ist das Entscheidende, sondern der Geist, den er Deutschland eingoß, der Mut und die Kraft zu Kulturaufgaben. Wir haben uns daran gewöhnt, in Bismarck den Gründer des Reiches zu sehen und einen Staatsmann von ausgesprochen gegenständlichem Können. Eine Einseitigkeit, die sein Bild einigermaßen verwirrt hat. Wahr ist, daß Bismarcks politisches Denken immer auf das nächste und erreichbare gerichtet war: auf die Stärkung der Königsmacht in Preußen, dann auf Preußens Großmachtstellung, dann auf die Führung in Deutschland, dann auf Deutschlands Einigung und zuletzt auf die Begründung von Deutschlands Weltmacht. Aber bei alledem war Bismarck niemals Junker allein oder Preußen aller oder Deutschlands Kanzler allein, sondern in seinem Wesen war etwas von der Idealität des deutschen Geistes in kulturellen Fragen, von dieser wunderbaren Genialität unseres Volkes in allen künstlerischen Dingen.

Daß ein Staatswesen nicht mit den romantischen Absonderlichkeiten eines Friedrich Wilhelm IV. aufzubauen und zu erhalten sei, das hatte Bismarck am erhabenen Beispiel seines Königs gesehen; und wenn er Dinge der Kunst mit etwas schroffer Absichtlichkeit manchmal öffentlich von sich ablehnte, so lag darin auch die Erfahrung politischer Weisheit, die vor allem durch klare und „praktische" Erwägungen und Gedankengänge das Vertrauen der Praktischen erwerben will. Bismarck besaß die echt deutsche Schamhaftigkeit, die — sehr unähnlich dem als Wunder von Wahrheitsliebe gepriesenen und geübten Exhibitionismus „bekennender" Literatur ihr Bestes und Innerstes an Gefühlen und Stimmungen der Umwelt verbirgt. Aber wer, der Bismarcks ganzes Lebenswerk und die nun zum größten Teil erschlossenen Tiefen seines Wesens überblickt, wird heute das Künstlerische und Dichterische in ihm leugnen wollen? Der Mann, der für Byron und Shakespeare in wilden Jugendjahren „schwärmte" und ihnen zeitlebens eine starke und treue Liebe bewahrte, dem Beethovens Musik Brücke zu Johanna war, ist selbst einer unserer sprachgewaltigsten Dichter. Wir haben seine „Gedanken und Erinnerungen", wir haben seine Briefe. Darin sind alle Höhen und alle Labyrinthe des deutschen Wesens, es sind Auseinandersetzungen eines Titanen über das Thema Gott und die Welt, Gottsuchen und Weltheiterkeit ist da, klarer Sonnenschein und mystische Dämmerung, Luther und Kant, Grimmelshausen und Jean Paul, Dürer und Böcklin. Wenn durch einen argen Zufall alles von Hebbel untergegangen wäre, bis auf die Briefe und Tagebücher, so wüßten wir, daß er ein großer Dichter war Wir wissen es von Bismarck nach den wenigen Bänden seines literarischen Erbes. An Stelle der Tragödien Hebbels haben wir die großen Wirklichkeitsdramen: „Preußens Aufschwung", „Deutschlands Einigung" und „Der Wille zur Macht".

Wir wollen uns ruhig Bismarck-Deutsche nennen lassen, meine Freunde, denn sie sagen damit das beste, was sie einem Volke nachsagen können; daß es bestrebt ist, in die Art seines größten Mannes mit dankbarem und entschlossenem Herzen hineinzuwachsen.

Karl Hans Strobl.

Kleine Kriegsbilder.

Im hungernden Deutschland.

Geständnis eines Neutralen.

Ein holländischer Journalist, der seit einigen Wochen in Berlin weilt, um sich aus eigener Anschauung über die Stimmung in Deutschland zu unterrichten, sendet dem „Berl. Tagebl." die folgenden scherzhaften Verse:

Als ich zu meiner Frau gesagt:
Ich will mal nach Deutschland hinüber,
Da hat sie gestaunt und ängstlich gefragt:
„Du bist wohl verrückt, mein Lieber?

Jetzt willst du nach Deutschland, und zwar nach Berlin?
Um Gott, was sind das für Sachen?
Dort hungert man doch! Bleib hier, fahr' nicht hin!
Willst du 'ne Entfettungskur machen?

O geh' nicht nach Deutschland, du bist ja gesund
Und grade so angenehm dicke . . .
Du wiegst hundertsiebenundachtzig Pfund . . ."
So sprach sie mit flehendem Blicke.

Ich hab' meinen Willen durchgesetzt
Und achtete nicht auf ihr Flehen.
Ich bin in Berlin. Vierzehn Tage sind's jetzt . . .
Heut' mußt' ich zum Arzte gehen.

Nun hab' ich meinen verdienten Lohn:
— Das hungernde Deutschland ist einzig! —
Ich leide an chronischer Indigestion
Und wiege jetzt hundertundneunzig. . . .

Johann Siedenburg (Blaricum).

Ein kühner Ulanenritt.

Man schreibt dem „Rostocker Anzeiger" aus dem Felde:

Der zweiten Eskadron des 2. Pommerschen Ulanen-Regiments Nr. 9, der eine große Anzahl Mecklenburger angehört, und deren Führer Rittmeister Frhr. le Fort auch Mecklenburger ist, war es beschieden, einen Erfolg von so hoher strategischer Bedeutung zu erringen, wie er in diesem Feldzug sonst wohl kaum von einer kleineren Kavallerietruppe erreicht worden ist. Die Eskadron war am 14. Februar als Aufklärungs-Eskadron in den Abschnitt Augustow—Suwalki und Augustow—Goldap entsandt worden und hatte am 16. Februar ihre Aufgabe, die von Lyck her nach Osten ziehenden Kolonnen festzustellen, in vorzüglicher Weise gelöst. Sie hätte sich nun an das Regiment heranziehen können, doch hatte am 16. Februar Rittmeister Frhr. le Fort in der Nähe von Raczki eine nach Südosten marschierende Kolonne festgestellt, welche infolge von Schneewetter in den dichten Wäldern bald wieder seinen Blicken entschwunden war, und aus dieser wunderbaren Abzugsrichtung — alle anderen Kolonnen waren nach Osten gezogen — schloß die Aufklärungs-Eskadron, daß ein Teil des Feindes, so merkwürdig es war, durch das Wald- und Seegelände nördlich Augustow zu entkommen versuchen wollte. Die Eskadron ging daher so rasch wie möglich in die Gegend nördlich Augustow vor und setzte Patrouillen gegen das Gelände um den Serwy-See und die Grodnower Wälder an. Am Abend des 17. Februar stellte die Patrouille des Leutnants v. Holstein fest, daß eine Kolonne mit Artillerie über das Eis des Serwy-Sees hinweg in die Grodnoer Wälder marschiere. Bald kamen genauere Meldungen, und noch in der Nacht zum 18. wurde es dem Rittmeister Frhr. le Fort klar, daß es sich um den Versuch eines ganzen russischen Armeekorps oder einer noch stärkeren Abteilung handle, durch das unübersichtliche Wald- und Sumpfgelände in die Festung Grodno zu entkommen. So schnell wie möglich und dauernd wurden Meldungen über die hochwichtige, merkwürdige Beobachtung an die 8. und 10. Armee gesandt, welche teils von Augustow, teils von Gruszki und Krasne aus auf telephonischem oder funkentelegraphischem Wege weitergegeben wurden.

Der Abmarsch des russischen Korps war nur von der Aufklärungs-Eskadron der 9. Ulanen bemerkt worden. Kamen ihre Meldungen zur Zeit, so mußte es möglich sein, das abziehende Korps durch Truppen der 8. und 10. Armee noch vor Grodno abzufangen, wenn nicht, entkam es. Dieses Umstandes war sich die Aufklärungs-Eskadron von vornherein bewußt und leistete trotz strenger Kälte tagelang das äußerste, was Mann und Pferd möglich war. Tag und Nacht blieb sie am Feinde, erzwang sich mit dem Karabiner den Durchgang durch Seenengen und Sümpfe, um immer wieder Einblick in die Kolonne nehmen zu können, machte über 300 Gefangene, einmal ergab sich ihr eine ganze Kompagnie, nahm im Kampf ein Geschütz und ein Maschinengewehr und machte außerdem noch reiche Beute an Pferden und anderem Material. Ein Oberst, ein Oberstleutnant und eine große Anzahl Hauptleute und Leutnants wurden von der braven Schwadron gefangen. Am 20. Februar waren das 20. russische Korps und der Rest einer anderen Division in den Grodnoer Wäldern von Truppen der 8. und 10. Armee eingeschlossen, und am 21. Februar war es teils vernichtet, teils gefangen. Am Abend des 21. Februar teilte der Chef des Stabes der 10. Armee dem Rittmeister Frhrn. le Fort mit, daß der Oberbefehlshaber der Osttruppen ihm für die vorzüglichen Leistungen der Aufklärungs-Eskadron das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen habe, daß er ihm gratuliere und der Schwadron seine besondere Anerkennung aussprechen lasse. Alle Truppenbewegungen, die zur Einkreisung und Vernichtung des 20. russischen Korps geführt hätten, seien lediglich auf die Meldungen der Aufklärungs-Eskadron le Fort angeordnet worden. Wohl hatten während des kühnen Zuges der Aufklärungs-Eskadron, allein, weit entfernt von anderen deutschen Truppen, während des dauernd wiederholten Anfassens und Feststellens des Gegners auch brave Ulanen bluten müssen, aber ihr Blut war wahrlich nicht vergebens geflossen.

Verdankt doch das Vaterland der ruhmreichen Schwadron nicht weniger als 50 000 Gefangene und 100 Geschütze, die ohne sie entkommen wären. Bei ihrer Rückkehr zum Regiment wurde die Eskadron mit unbeschreiblichem Jubel von allen Offizieren und Mannschaften begrüßt, und der Kommandeur, Oberstleutnant Graf Schmettow, gedachte ihrer Taten mit Worten höchster Anerkennung und freudigen Stolzes. Eine bedeutendere, strategisch wichtigere Tat hat wohl nie eine einzelne Eskadron vollbracht. Die zweite Eskadron der 9. Ulanen und ihre geniale Führung wird stets mit in erster Linie genannt werden, wenn man von den Ruhmestaten unserer Reiter-Regimenter spricht.

Als Offiziere nahmen an dem Aufklärungsritt der Eskadron le Fort die Leutnants v. Lewinski und v. Holstein teil.

Rittmeister Frhr. le Fort ist Besitzer des Fideikommisses Böl am Müritzsee, Leutnant v. Holstein stammt aus Schwerin.

Neue Bücher.

— **Der deutschen Seele Trost.** Weltliche und geistliche Gedichte, gesammelt von Willi Vesper. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München, gebunden 2 Mk. Der Inhalt und Aufbau des schön ausgestatteten Buches ist durch die fünf Abschnitte: Trost in Gott, Trost in der Natur, Lebensmut, Vom Tode, Freiheit und Vaterland, genügend gekennzeichnet. Jeder dieser Abschnitte ist so geordnet, daß er zu dem andern innerlich hinüberleitet. So wirkt das Buch bei aller Mannigfaltigkeit der Gedanken über die höchsten Güter und Fragen des Lebens doch wie ein einziger gewaltiger Trostgesang, den die deutsche Seele sich selber gesungen hat. — Nichts Idealeres kann man unseren Truppen ins Feld schicken, nichts Tröstenderes den Daheimgebliebenen oder den Verwundeten in die Hand geben. Das Bändchen ist auch als Konfirmationsgeschenk zu empfehlen.

— **Lea Hardtmuth.** Roman von Marie Pego. Preis 4,50 Mk., gebunden 5,50 Mk. Hans Sachs Verlag, München, Hohenzollernstr. 124. — Der Roman schildert die dornenvolle Laufbahn einer Künstlerin, einer Sängerin, die sich unter den schwersten seelischen Opfern und einer Kette herber Enttäuschungen zur Anerkennung emporringt. Die Verfasserin hat eine sichere Kenntnis des Theaterlebens und zeichnet mit großer Anschaulichkeit das Leben hinter den Kulissen. Allerdings ist die Farbe dieser Schilderungen nur Schwarz; tiefster Pessimismus drückt ihnen den Stempel auf. Theaterdirektoren und alle am Theater einflußreichen Menschen werden sämtlich als gewissenlose, lüsterne Lebemänner geschildert, die sich die Förderung der Künstlerin mit deren Ehre bezahlen lassen. Die Einseitigkeit ist ein Fehler des Buches. Die Charakterschilderung ist nicht immer glaubwürdig und der Stil läßt manches zu wünschen übrig. Am lebensvollsten und klarsten gesehen bleibt die Heldin, Lea Hardtmuth, die sich, um ihr Künstlertum zu retten, einem gewissenlosen Menschen hingab und ihre Seele dennoch rein erhielt.

— **Kunstwart.** Zweites Märzheft. Kriegs-Ausgabe zum halben Preis. (Verlag von Georg D. W. Callwey, München. Vierteljährlich 2,25 Mk.). Das letzte Kunstwartheft leitet der Herausgeber mit einem Aufsatze ein, den er „Denknebel" betitelt. Weiter spricht im Kunstwart der Vorsitzende des Deutschen Werkbundes, Geheimrat Hermann Muthesius, über die „Deutsche Mode". Paul Marsop schließt seinen Aufsatz über „Oeffentliche Unterhaltungsmusik in Deutschland" ab. Dann folgt ein Aufsatz von Avenarius über „Tageblatt-Geist und Bilderfälschungen in Frankreich", der mit erstaunlichen Illustrationen die erstaunliche Tatsache beweist, daß die Franzosen unter Umständen selbst dann deutsche Photographien durch Hineintuschen fälschen, wenn sie sie als „deutsche Dokumente" für das vorführen, was sie hineingefälscht haben. Außerordentlich interessante Beiträge bringt auch die Rundschau. Als Notenbeilage: „Es ist ein Kriegsmann, der heißt Tod", von Max Bruch. Als Kunstbeilagen ein farbiger Steindruck nach Karl Hamusch, und eine schöne Wiedergabe nach Felix Krause.

— **Das große Wecken.** Kriegsroman von Guido Kreutzer. (Verlag der Hofbuchhandlung Carl Duncker, Berlin W. 62). Preis broch. 3 Mk., gebunden 4 Mk. Guido Kreutzer — dessen spezielles Schaffensgebiet neben dem Roman noch auf das militärische Feuilleton übergreift — beweist in diesem neuesten Werk wieder seine überraschende Fähigkeit, die Handlung des Romans in straffer scharfer Steigerung zu halten. Der Todesritt der Kavallerie-Brigade Michel bei Morsbronn, der dämonische Kaiserwahn des Marschall Mac Mahon, Herzogs von Magenta, der Zusammenbruch eines imperialistischen Narrentraums, . . . auf der anderen Seite die zarten Frauengestalten einer Hanna Uttenried, einer Hortense de Guignard, geben ein Buch von hoher Mannestugend und edler Frauenliebe; ein Buch von der deutschen Art, das durch wundervolle Naturschilderungen noch einen besonderen Reiz erhält. Es ist ein wirklich ernst zu nehmender Kriegsroman, den eine berufene Feder schrieb.

— **Das literarische Echo.** Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. (Begründet von Dr. Josef Ettlinger. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn.) Verlag: Egon Fleischel u. Co., Berlin W. 9. Das 2. Märzheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Moritz Kronenberg: Kants Idee des ewigen Friedens. — Rudolf Krauß: Ludwig Finckh. — Karl Nötzel: Die Probleme des russischen Romans. — Hermann Uhde-Bernays: Bücher über Italien. — Kurt Martens: Flugschriften über den Krieg III. — Fritz Ph. Baader: Emil Ludwigs Kronprinzendrama.

Für unsere Frauen

Unsere Schulneulinge.

Jetzt kommt die Zeit, da sich die Pforten der Schule für Tausende von Kindern zum erstenmal öffnen. Mit Spannung harren die Kleinen dieses Augenblickes, und mancherlei Vorbereitungen werden daheim für den Tag des ersten Schulganges getroffen. Wohl dem Kinde, für das die Schule und ihre Arbeit wirklich neues Land ist, das der Schule und dem, was sie bringen wird, völlig unbefangen, in echt kindlicher Natürlichkeit entgegengeht. Daß Kindern vorher mit der Schule Angst gemacht, daß ihnen, wenn sie einmal nicht so recht folgen wollten, mit dem Lehrer gedroht wurde, das ist weniger bedenklich. Die Wirklichkeit zeigt dem Kinde gar bald, daß es sich mit Lehrer und Schule ganz anders, wesentlich angenehmer verhält, als es nach den Drohungen annehmen mußte. Bedenklicher ist es meist schon, wenn das Kind vor der Schulzeit mit Dingen abgemüht worden ist, die es in der Schule noch früh genug lernt. Es ist gewiß echt mütterliche Sorgfalt, die sich in den Wochen vor Ostern abmüht, um den Kleinen dies oder jenes vom Schreiben und Rechnen oder gar von den Geheimnissen des Lebens beizubringen. Aber — bei aller Liebe, die daraus spricht, bleibt es ein Mühen, das leicht zu nicht beabsichtigten Wirkungen führen kann. Während die Kinder, die mit solchen Dingen bisher nicht abgequält worden sind, das Neue in der Schule völlig unbefangen und wirklich als etwas Neues aufnehmen, kommt den anderen der Lehrstoff schon so bekannt vor, daß sie ohne rechtes Interesse, ohne volle Aufmerksamkeit dasitzen. Darum ist es schon besser, die Kleinen frei von allem Zwang zu schulmäßigem Lernen zu lassen.

Allerlei praktische Winke.

Flecke in wollenen und seidenen Stoffen, die von Milch und Kaffee herrühren, entfernt man durch reines Glyzerin. Man bestreicht die fleckigen Stellen mit dem Glyzerin, wasche mit lauwarmen Wasser nach, und plätte auf der linken Seite, ehe der Stoff wieder trocken wird. Glyzerin greift selbst die zartesten Gewebe nicht an.

Schwämme, die schmutzig und unansehnlich geworden sind, bestreue man mit pulverisiertem Chlorkalium. Nach einer Viertelstunde ist das Pulver genügend gelöst und eingedrungen. Man wasche nun die Schwämme gut aus, worauf sie wie neu erscheinen.

Ein gutes Waschmittel für schmutzige rissige Hände ist eine Lösung von 3 Löffeln voll Borax, 1 Löffel voll kleingeschnittener Kernseife und 1 Teelöffel voll Glyzerin in einem Liter heißen Wasser. Diese Lösung füllt man erkaltet in Flaschen und reibt beim Waschen die Hände damit tüchtig ab, ehe man sie in Wasser nachspült. Man braucht nur eine Kleinigkeit davon und erzielt damit nicht nur reine weiße, sondern auch glatte geheilte Haut.

Helle Teppiche oder hellere Ränder an dunklen Teppichen, die im Schein der Frühlingssonne zu deutlich die Spuren von Winterstaub und Schmutz zeigen, werden tadellos rein, wenn man sie mit nicht zu weicher Bürste und starker Lösung von Gallseife mit etwas Salmiakzusatz abbürstet, und den gelösten Schmutz sofort mit reinem trockenen Leinentuch abreibt. Die Bürste darf nicht zu naß sein, damit das Wasser nicht auf die Rückseite durchdringt.

Dem Rosten der Brotkapseln aus Blech beugt man vor, wenn man diese nach gründlichem Auswaschen und Lüften mit etwas Salatöl und Leinenläppchen oder Watte einreibt und das Brot auf weißes Papier oder Pergamentpapier hineinlegt.

Trübe gewordene Teegläser werden wieder tadellos klar, wenn man sie in einer Pottaschenlösung abwäscht, darauf mit einer Mischung von Spiritus und lauwarmem Wasser gut nachspült und nachtrocknet.

Aus dem Küchenreich.

Fischkost während des Krieges.

Unsere deutsche Seefischerei ist durch den Krieg auch arg in Mitleidenschaft gezogen worden. Wir würden also den Seefischgenuß während des Krieges ganz entbehren müssen, wenn wir nicht zwei Arten von Fisch-Dauerwaren in größeren Mengen zur Verfügung hätten: Salzheringe und Trockenfische. Der Salzhering ist ein bekanntes und bewährtes Volksnahrungsmittel. Der Trockenfisch aber dürfte noch weniger bekannt sein. Und doch sind Klipp- und Stockfisch nicht hoch genug zu schätzende Nahrungsmittel. Man gewinnt sie vom Dorsch oder Kabeljau, den Stockfisch durch einfaches Trocknen des geköpften Fisches, den Klippfisch, der vorher der Länge nach aufgeschnitten und ausgebreitet wird, durch vorheriges Salzen und späteres Trocknen. Beide Arten sind viele Monate lang haltbar und sollten daher, wie bereits angeregt wurde, während der Kriegszeit als Ersatz für Warmblüterfleisch reichlich angewendet werden. Der Gehalt an Eiweißstoffen ist beim Trockenfisch so groß wie bei keinem anderen Fisch und bei richtiger Zubereitung lassen sich daraus die mannigfaltigsten Gerichte herstellen. Jede Hausfrau sollte jetzt auf die Aufnahme und Zubereitung von Stock- und Klippfischen in ihrer Küche zukommen. Die Frage gewinnt dadurch noch eine besondere Bedeutung, daß durch die reichliche Verwendung derselben unser heimischer Bestand an Schlachttieren geschont wird.

*

Kartoffelkeulchen. 3 Pfund Kartoffeln werden am Tage vorher in der Schale abgekocht, geschält und gerieben, mit ¼ Pfd. Quark, ¼ Pfd. Zucker, für 10 Pfg. kleine Rosinen und dem nötigen Mehl (halb Kartoffelmehl) gut vermengt, so daß ein geschmeidiger Teig entsteht. Dann formt man davon auf einem Brett wurstartige Rollen und schneidet diese in fingerstarke Streifen, die mit Mehl bestäubt, in heißem Fett oder Palmin schön braun gebacken, mit Zucker und Zimt bestreut heiß gegessen werden.

Kriegsküchenzettel. Sonntag: Kohlsuppe, Schweinefleisch mit Sauerkraut und Kartoffeln in der Schale. — Montag: Apfelkartoffeln mit Speck oder Knackwürsten. — Dienstag: Gebackene Klöße aus Kartoffeln und Mohrrüben. — Mittwoch: Fleischpfannkuchen. — Donnerstag: Getrocknete Mohrrüben mit Hammel- oder Rindfleisch. — Freitag: Stock- oder Klippfisch mit ausgebratenem Speck oder Zwiebeln. — Sonnabend: Semmelklöße.

Möhren-Marmelade. Man putzt 1½ Pfund Möhren sauber ab und schneidet sie in kleine Stücke. Dann gießt man soviel Wasser darauf, daß sie grade bedeckt sind, läßt sie weich kochen und treibt die Masse durch die Fleischmaschine oder Fruchtpresse. Dann löst man ¾ Pfund Zucker, tut den Saft von zwei Zitronen und die fein abgeschabte Schale von einer Apfelsine hinzu, sowie einen Eßlöffel Rum oder Arrak. Die Masse wird nun 45 Minuten zur dicken Marmelade gekocht, die von Apfelsinenmarmelade nicht zu unterscheiden ist.

C. B.

Verantwortlich für die Schriftleitung: H. Reißner.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191503282-13/fragment/page=0006